Ph. Sp. 762 bm

Der unbekannte Gott

aus

bekannten Dingen

in

der sichtbaren Welt.

Mit

einer Abhandlung

über

einige erneuerte wichtige Einwürfe gegen Religiösität, in einem Vorbericht für geübtere Denker.

Berlin und Leipzig,
bey George Jacob Decker, 1784.

73 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Eine Abhandlung

über

einige erneuerte wichtige Einwürfe gegen Religiösität,

in einem Vorbericht

für

geübtere Denker.

Diese kleine Schrift ist, ihrem wesentlichen Inhalte nach, ein Versuch, der schon vor einigen Jahren im Sommer gemacht worden, durch mündliche Belehrungen über bekannte Gegenstände in der Natur, religiöse Aufklärung unter Landleuten zu befördern; und der nun hier mit einigen wichtigen Veränderungen und Zusätzen dem Publikum gedruckt vorgelegt wird. Man spricht und schreibt in unsern Zeiten so viel von Aufklärung des Volks. Von allen Orten her ergehen Auf-

forderungen an die bestellten Lehrer, sich es ernstlich angelegen seyn zu lassen, daß der große Haufen klüger werde. Sicherlich fehlt es vielen Volkslehrern nicht am guten Willen, diesen Aufforderungen auf ihrer Stelle nachzukommen; wenn nur nicht darin noch so viel Unbestimmtheit herrschte. Einige behaupten geradezu: „der Mensch kann nie zu viel lernen; ihn klüger machen, heißt: ihm zu seiner angestammten Würde und Glückseligkeit helfen. Ja, rufen andere dagegen laut: aber um Gottes willen muß auch der Bauer kein Gelehrter werden; seine Unwissenheit ist eine wahre Wohlthat, die er, wie der Esel die dicke Haut, zum väterlichen Erbtheil erhält, um die Lasten, die er zu tragen bestimmt ist, desto weniger zu fühlen.„ Und niemand sagt weiter, was denn nun eigentlich in die Erkenntniß des Volks gehöre? Niemand giebt die Grenzen zwischen dem Nichtzuviel und Nichtzuwenig im Wissen desselben an. Dennoch müste das vor allen Dingen erst ausgemacht seyn, wenn mit Zuversicht an der Aufklärung des grossen Haufens gearbeitet werden sollte. —

Ueberhaupt wird aber wohl ein schicklicher Unterricht über die Werke in der Natur immer eins der besten Hülfsmittel bleiben, die Menschen aufzuklären. Aufklärung des menschlichen Verstandes besteht doch, wie schon das Wort anzeigt, in möglichst guter Erkenntniß derjenigen Dinge, welche man am häufigsten vor Augen hat, und welche auf den gegenwärtigen Zustand der Menschen am stärksten wirken. Wer sich bey diesen Dingen das denkt, was ihm zwar nicht von selber daran

in

in die Augen leuchtet; aber nach einiger Belehrung doch leicht dabey gedacht werden kann, und nach der Wahrheit dabey gedacht werden muß, und, wenn es wirklich dabey gedacht wird, zugleich den gehörigen Gebrauch des Verstandes erleichtert, das Herz zur Uebung des Guten antreibt, und dauerhaft beruhigt, der ist, dünkt mich, in so weit wahrhaftig aufgeklärt. — Zu solchen Dingen gehören ohnstreitig ganz vorzüglich die Werke in der Natur. Diese sind den meisten Menschen immer vor Augen, und haben auf alle den empfindlichsten Einfluß. Die Natur stellt uns die mannigfaltigsten Gestalten vor das Gesicht. Die mannigfaltigsten Töne dringen aus ihr zu unserm Gehör. Die mannigfaltigsten Nahrungsmittel, die sie darreicht, rühren unsern Geschmack. Die mannigfaltigsten Gerüche steigen von ihr zu unsrer Nase auf. Die beständigen Abwechselungen von Wärme und Kälte, von Nässe und Dürre u. s. w. die darin vorgehen, greifen unser Gefühl an. So bestürmt die Natur gewissermassen alle unsre Sinne, indem sie uns unaufhörlich etwas zu empfinden giebt, und ist an sich schon recht dazu gestimmt, unsre Denkkraft zu erwecken, und der Geisterwelt zur Entwickelung zu Hülfe zu kommen. Vornemlich gilt das von einigen sichtbaren Werken und Veränderungen in der Schöpfung. Himmel und Erde, Licht und Finsterniß, Donnerwetter und Sturmwinde, Regen, Schnee, Hagel und so manche andere Dinge, wie gewaltig fallen diese allen Menschen in die Sinne und wie fühlbar ist die Wirkung derselben auf unsern irdischen Zustand! —

Hierüber muß ein Unterricht für jedermann so leicht, als nützlich werden. Es bedarf da in der That nur einiger Anleitung, oft nur eines belehrenden Winks, um den menschlichen Geist, der sonst unter der Menge und Mannigfaltigkeit der Empfindungen halb schlummert, zum Erwachen zu bringen. Und geschieht dies, schaut der wache Geist um sich, fängt er an, mit sehenden Augen wirklich zu sehen, mit hörenden Ohren wirklich zu hören, und also die starken Eindrücke, die die Körperwelt auf ihn macht, wirklich bey sich wahrzunehmen — kurz; denkt er, statt daß er vorhin beynahe blos empfunden hatte; so ist das, meinem Bedünken nach, der erste Schritt zu seiner Aufklärung. Denn was der Mensch auf solche Art denken lernt, das wird ihn weder zu gelehrt machen, noch seine Sittlichkeit verschlimmern. Dagegen, wenn irgend eine Erkenntniß dazu dienet, wahren Verstand, edle Gesinnungen und dauerhafte Gemüthsruhe zu befördern, so ist es gewiß die Kenntniß von den Werken in der Natur. Der dumme Unglaube sowohl als der thörigte Aberglaube unter dem grossen Haufen rühret hauptsächlich aus Unbekanntschaft desselben mit der Natur der Dinge her, die um ihn stehen. Weil es vielen noch an der Einsicht fehlt, daß alles seine natürlichen Ursachen hat; so sind sie geneigt, bald alles zu bezweifeln, bald wieder alles zu glauben, was ihnen vorgesagt wird. Das würde offenbar wegfallen, wenn ihr Verstand über die Werke in der Schöpfung mehr aufgeklärt würde, und sie alles als Ursache und Folge in der Natur verkettet sähen. Ueber-

dieß

dieß hat des Menschen Geist hiebey nichts Geringeres zu seiner Unterhaltung, als Weisheit, Ordnung, Schicklichkeit und Wohlthätigkeit. Diese findet er am Ende aller Dinge in der Natur gewiß. Sollte das nicht zugleich seine Vernunft erleuchten, seine Empfindungen für Ordnung, Wohlanständigkeit und jedes wahre Gute schärfen, und ihm zu seiner Beruhigung hier auf Erden ungemein nützlich seyn? — Mir däucht, wer sich einmal recht lebendig davon überzeugt hat, daß er sich in einer Welt befinde, die ein wahrer Tempel der Weisheit, der Ordnung, und der Wohlthätigkeit ist, der wird, indem er mit solchen Augen in die Welt hinausschauet, sich in der Seele schämen, wenn er darin durch sein Verhalten etwas verderben sollte, und auch so leicht nicht in derselben ganz muthlos werden. Darüber ist auch unter den würdigsten Weisen aller Zeiten eine Stimme. Eben darum hat man dergleichen zweckmäßige Betrachtungen von jeher immer sehr brauchbar befunden, wahre Religiösität in der menschlichen Gesellschaft auszubreiten. Es ist bekannt, wie nachdrücklich selbst christliche Weisen diejenigen, denen die Beförderung religiöser Kenntnisse und Gesinnungen zum ordentlichen Beruf gemacht ist, in ihren Schriften auffordern, Gott doch auch aus dem immer ofnen Buche der Natur zu studiren und zu predigen. Die Gründe, die von ihnen dafür angegeben werden, sind meiner Einsicht nach so einleuchtend und so stark, daß ich es für überflüßig halte, noch andere hinzuzufügen. Nur das will ich sagen, was mich meine eigene geringe Erfahrung von dem Nutzen gelehrt

hat, den der Unterricht von den Werken der Schöpfung von dieser Seite für den Menschen haben kann. Meine Seele kennt und schätzt den hohen Werth des Lichts, welches der erhabene Stifter des Christenthums über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit verbreitet hat; das weiß der, der das Innerste des Herzens durchschaut. Wie aber damit das Vergnügen, dem Ursprung aller Dinge auch in den Werken der Natur nachzuspüren, sehr wohl bestehen kann, so habe ich mir dieses Vergnügen auch niemals versagen können. Die herrliche Schöpfung hat für mein Herz immer viel Anziehendes gehabt. Dabey bin ich so glücklich gewesen, solche Erzieher und Lehrer gehabt zu haben, die mich auf dieselbe noch aufmerksamer machten; und jene Neigung in mir sorgfältig unterhielten. Dieß werde ich ewig als ein günstiges Geschick für mich erkennen, so viel habe ich dadurch für meine Ruhe gewonnen. Auf dem Wege nach beruhigender Gewißheit in dem Glauben meiner Väter muste ich, wie wohl jeder aufrichtiger Wahrheitsforscher, besonders im Anfang, oft mit vielen Zweifeln kämpfen. Diese Zweifel betrafen zum Theil die allerersten Gründe des menschlichen Trostes und Tugendfleißes. Ich hatte dabey nicht das Herz, solche irgend jemanden zu entdecken, weil ich meine Mitmenschen zu sehr liebte, als daß ich sie durch meine Zweifel in ihrem ruhigen Glauben stören mogte. Indem ich denn dieselben blos für mich behielt, wollten sie mir manchmal, als eine drückende Last, zu schwer werden, und ich sah mich mehr als einmal in der Gefahr, in den Abgrund

der

der trostlosesten Ungewißheit zu versinken. In diesem Zustande, dessen schreckliche Qual sich nur derjenige recht vorstellen kann, der selbst etwas Aehnliches erfahren hat, war die Hand Gottes, die ich in der Natur bemerken gelernt, noch das einzige, was mich aufrecht erhielt. „Mag alles ungewiß seyn, alles bestritten werden können; hier diesen grossen Altar der Welt, auf dem der unbekannte Gott mit so leserlichen und so unauslöschlichen Buchstaben eingegraben ist, den soll man dir wohl stehen lassen„ So ermannete sich mein Geist bey den Anwandelungen theologischer Muthlosigkeit wieder. Nachdem ich nach und nach zu eigner Ueberzeugung in der grossen Angelegenheit meines Glaubens und Lebens gekommen bin und nun zurück denke, was mir dahin geholfen, so sehe ich ganz deutlich, daß meine geringe Bekanntschaft mit den Werken der Schöpfung nicht wenig dazu gethan hat. Diese ist es auch noch, welche meinem Glauben die Felsenfestigkeit giebt, bey der ich mich so wohl befinde. Ich erkenne aus der reinen Lehre Christi und aus der Einrichtung der sichtbaren Welt, der Hauptsache nach, einen und denselben Gott, einen und denselben Zweck unsers Daseyns. Diese Uebereinstimmung des wahren Christenthums mit den religiösen Grundsätzen, die sich aus sorgfältiger Betrachtung der Schöpfung ergeben, ist mir der rührendste Beweis für die Zuverläßigkeit des ersten. Den Nutzen habe ich von der Kenntniß der Dinge in der Natur an mir selbst erfahren. Ich weiß auch nicht, ob ohne dieselbe bey irgend einem denkenden Menschen eine sichere Ueberzeugung von

der wahrsten und besten aller Religionen statt haben könne.

Alles das hat mir schon immer den Gedanken eingegeben, auch in dem kleinen Kreise, worin ich andere zur Aufklärung und Beruhigung helfen soll, einst einen Versuch mit Belehrungen über einige Werke in der Natur zu machen. Diesen Gedanken habe ich zur Zeit eines Sommers wirklich ausgeführt. Ich hatte dabey zunächst die Absicht, denjenigen Kindern, die bald im Christenthum confirmirt werden sollten, nützlich zu werden. Es wird den Lehrern des Landvolks noch immer so wenig Zeit gelassen, die Jugend dazu gehörig vorzubereiten. In 50 bis 60 Stunden, verlangen die Eltern, soll ein solcher Grund zur religiösen Sittlichkeit gelegt werden, auf dem hernach, durch die gewöhnliche Volksbelehrung, ein dauerhaftes moralisches Gebäude aufgeführt werden kann. Wer die gegenwärtige Verfassung des Landmanns genau kennt, wird nicht sagen: man müsse sich an dieses Verlangen der Alten nicht kehren. Aber soll das nicht schlechterdings zu viel gefordert seyn, so müssen den Kindern wenigstens schon durch anderweitigen Unterricht einige vorläufige Kenntnisse von der Welt und göttlichen Fürsehung beygebracht werden. Und dahin gieng meine Absicht mit diesem Unterricht. Ich schränkte mich daher mit demselben anfänglich blos auf die Schule ein. In der Folge wurde er aber auch bey den öffentlichen Versammlungen in der Kirche eingeführt. Das aufrichtige Verlangen, meinen Mitmenschen so viel möglich zu nützen, überwog

die

die Bedenklichkeit, die ich mir machen konnte, daß man Belehrungen dieser Art vielleicht nicht für sogenanntes Wort Gottes halten würde; und da ich die Vorsicht gebrauchte, und, statt eines ordentlichen Lehrbuches der Naturgeschichte, eine Stelle aus der Bibel zum Grunde legte; so wurde dadurch der besorgliche Anstoß verhütet. Ich wählte dazu den 104ten Psalm, der mir, als blosser Leitfaden betrachtet, zu meinem Zwecke auch brauchbar genug schien.

Diesen Versuch habe ich hie und da etwas verändert und erweitert, auch noch mit einigen wichtigen Zusätzen versehen; und so ist gegenwärtige Schrift daraus entstanden. Es enthält dieselbe also eigentlich Naturbetrachtungen, die zu religiösen Kenntnissen und Gesinnungen angewendet werden. Dergleichen Schriften, die ohne dieß die Menschenwelt schon in grosser Anzahl hat, scheinen aber eben nicht der Geschmack unsers Zeitalters zu seyn. Dieser Gedanke, der mir bey der Herausgabe dieses kleinen Buchs sehr natürlich einfallen muste, giebt mir Anlaß, hier noch etwas zu sagen, das ich schon lange auf dem Herzen habe, und das ich blos geübtern Denkern zur Prüfung in diesem Vorbericht hersetze. Es betrifft die Sache der Religion, die mir, wie schon aus dem vorhergehenden erhellet, überhaupt sehr wichtig ist.

Bey dem wiederholten Nachdencken über die Werke der Schöpfung ist es mir immer so vorgekommen, als wenn sich die Hauptwahrheiten der Religion selbst auf diesem Wege an dem Verstande

jedes

jedes redlichen Wahrheitsfreundes, als solche, rechfertigen müßten. Vorzüglich schien mir die allgemeine Verbindung der Dinge in der sichtbaren Welt ein so starker Beweis für dieselben zu seyn, daß ich glaubte, ein jeder müsse daran schon zu seiner Ueberzeugung genug haben. Gleichwohl lehrt mich die Erfahrung, daß noch hie und da Menschen anderer Meinung sind, ja, daß unser Zeitalter wieder mit Aeusserungen hervortritt, nach welchen alles, was Religion heißt, verdächtig seyn soll. Ich bin, wie ich zum voraus anmerke, weit davon entfernt, hiemit die Klagen über überhandnehmende Irreligiösität unsrer Zeiten vermehren zu wollen. Ich bin überzeugt: es giebt weit mehr wahre Religion in der menschlichen Gesellschaft, als diejenigen nicht denken, welche jene Klage führen. Was mich betrift, so freue ich mich oft in der Stille mit unbeschreiblicher Freude, daß mein Loos gerade in diese Zeiten gefallen ist. Nur dieß muß ich auch gestehen: sollte das wirklich Glaube der Menschenwelt werden, was jetzt in dem trostlosen Geiste des Skepticismus eines Hume und Spinoza laut erneuert wird; so möchten wir wohl vor aller Erleuchtung wieder dahin kommen, mit dem heidnischen Athen dem unbekannten Gott einen Altar aufrichten zu müssen. Ich meine hierunter besonders diese Behauptungen.

„Die Furcht hat eine Gottheit erfunden. Alle „Dinge sind Folgen vorher gewesener Ursachen, „und Ursachen neuer Folgen, und es ist noch nicht „ausgemacht, ob nicht die Welt eine im strengsten „Verstande unendliche Reihe lauter solcher Ursachen

„und

„und Folge sey, ohne eine verständige Grundursache „zu haben. Wenigstens kann sich der Mensch von „dieser gar keinen Begrif machen. Seine sinnlichen „Empfindungen sind die einzige Quelle aller seiner „Erkenntniß, und auch die Grenzen derselben. „Was er nicht empfinden kann, davon kann er sich „gar nichts vorstellen: und Gott, wenn auch einer „ist, ist durchaus kein Gegenstand der Sinne. „Alle Vorstellungen, die Menschen von Ihm zu „haben sich einbilden, sind aus dem Umfang mensch„lichen Wissens hergenommen, und dem höchsten „Wesen nicht im geringsten angemessen. Wenn „eine Spinne im Stande wäre, sich bis zu der „Vorstellung von einer Grundursache der Welt zu „erheben, so würde sie dieselbe aus dem Umfang „ihrer besten übrigen Kenntnisse zusammensetzen; „und so unrichtig diese ihre Vorstellung von der „Gottheit seyn würde; eben so unrichtig, und noch „viel unvollkommner bleibt die beste Vorstellung „der Menschen von Gott. Das Endliche kann „das Unendliche nicht begreifen. Eben das gilt „von der sogenannten Verehrung Gottes. Wie „der Mensch gar keiner deutlichen Vorstellungen „von der Gottheit fähig ist, so ist er auch keiner „freyen Handlungen gegen dieselbe fähig. Vorge„gebene Andacht ist weiter nichts, als eine von „menschlichen Verhältnissen abgeleitete Denk- und „Handlungsart, und darum blosse Schwärmerey. „Der Mensch bedarf zu seiner wahren Glückselig„keit der Erkenntniß und Verehrung der Gott„heit überhaupt gar nicht. Die Welt um ihn „her und seine eigne Natur bieten ihm dazu schon

„alles

„alles dar. Die Selbstliebe ist das einzige „Triebwerk aller seiner Handlungen, welches „auch viel mächtiger zu einer guten Handlungsart „wirckt, als alle von einer verständigen Grundur„sache aller Dinge hergeholten Bewegungsgründe. „Um diese zu verstehen, müste man erst alle Men„schen zu Methaphysikern machen. u. s w.

Solche Meinungen sucht man jetzt wieder hervor; und die Erleuchtung, der sich unser Jahrhundert erfreut, giebt denselbigen einen grossen Anstrich der Wahrscheinlichkeit. Ein jeder Nachdenckender sieht wohl, daß sie geradezu dahin gehen, alle Religiösität zu untergraben; und man kann, glaube ich, hinzusetzen, dem ganzen Bischen menschlicher Vernunft den Bankerott zu machen. Es ist in einem Vorbericht nicht der Ort, sich in eine weitläuftige Untersuchung dieser Meinungen einzulassen. Auch bescheide ich mich gern, daß ich den Scharfsinn nicht habe, der dazu erfordert wird, solche Sophistereyen in ihrem völligen Ungrunde darzustellen. Indessen interressirt die Sache die ganze Menschheit, und ein jeder muß dabey seine Stimme haben. Es wird also auch mir zu gut zu halten seyn, wenn ich darüber meine Gedanken hier mit wenigem vortrage; zumal, da diese Schrift eben die Beförderung dessen zum Zweck hat, was durch vorhin angeführte Aeusserung so herabgewürdigt wird. Es soll das mit aller der Herzlichkeit von mir geschehen, welche mir meine Ueberzeugung an die Hand giebt, und mit welcher auch zum Theil die gegenseitigen Behauptungen vorgebracht werden.

Soll

Soll ich gleich aufrichtig gestehen, was mich überhaupt in Ansehung aller gedachten Einwürfe gegen die Religion dünkt; so ist es dieses: ich besorge immer, daß man, bey der Art zu philosophiren, gleiches Schicksal mit jenen Philosophen habe, davon der Dichter des Musarions sagt:

„Die Herren dieser Art blendt oft zu vieles Licht;
„Sie sehn den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Ich will nun jene Aeusserung etwas näher beleuchten. Es wird darin kurz theils die grosse Ungewißheit, theils die Unrichtigkeit und Mangelhaftigkeit, theils die Unnützlichkeit der Religionserkenntniß behauptet.

Was das erste in diesen Behauptungen betrift, wonach alles in der Religion so ungewiß seyn soll, daß selbst das Daseyn Gottes von Menschen nicht soll erweislich können gemacht werden; so weiß ich nicht, ob irgend ein denkender Mensch das im Ernst behaupten wolle? So viel kann ich mir wohl erklären, wie man sich durch Speculationen aus dem gewöhnlichen Kreise des menschlichen Denkens verlieren, in sophistische Labyrinthe vertiefen, und dann mit Spinoza auch einmal die Möglichkeit des Nichtdaseyns Gottes träumen könne. Allein das ist auch nur ein blosser Traum, welcher verschwindet, sobald man von solcher Speculation zurükkehrt. Sieht man dagegen nur mit seinen gesunden Augen, und mit seinem schlichten Menschenverstande in die offene Welt hinaus, so dringt sich der Glaube an eine

verständige Grundursache derselben, der Vernunft gewiß mit Gewalt auf. „Alles bis auf den regelmäßigen Umlauf der Säfte in dem geringsten Grashalm, schreibt der Königl. Verfasser in seiner Schrift über die deutsche Litteratur, beweiset das Daseyn der Gottheit; wie der geringe Grad des Verstandes, den der Mensch besitzt, und den er sich nicht selbst gegeben hat, einen unendlich vollkommnern Verstand in derselben voraussetzt.„ Und das werden Menschen, wie ich denke, als Wahrheit müssen gelten lassen, so lange sie noch an *ihr* eignes vernünftiges Daseyn glauben. Dieses ist wenigstens nicht gewisser, als das Daseyn Gottes. Wir sehen, daß die Menschen künstliche, absichtsvolle Werke und Verrichtungen wirken, und daraus schließen wir auf ein verständiges, lebendiges Principium in ihnen. Wir empfinden die Welt um uns her und was darin geschieht. Diese Empfindungen erneuern sich täglich, und erheben sich dadurch zu deutlichen Vorstellungen. Indem wir diese Vorstellungen betrachten und mit einander vergleichen, erkennen wir deutlich, daß die Dinge und Veränderungen in der grossen Körperwelt, von denen wir die Vorstellung haben, auch lauter solche künstliche, absichtsvolle Werke und Wirkungen sind, als wir in dem ganzen Umfang unsers Wissens nur durch eine verständige, lebendige Grundursache hervorbringen sehen. Hieraus schliessen wir auf ein verständiges, thätiges Principium der ganzen Körperwelt — auf eine Gottheit. Dieser letzte Schluß beruht also mit dem ersten auf einerley Grund; und wenn er nicht gewiß

wiß seyn soll, so können wir auch unser eignes vernünftiges Daseyn in Zweifel ziehen.*)

Daß in der Welt jedes Ding als Ursache und Folge verkettet ist, kann niemand läugnen. Aber darum eine unendliche Reihe von lauter Ursachen und Folgen, für möglich halten, ohne zugleich eine verständige Grundursache anzunehmen, das wäre, dünkt mich, eine wahre Verspottung aller menschlichen Vernunft. Wir wollen uns einmal diese vermeinte Möglichkeit als denkbar vorstellen, und uns die Dinge in der Welt als eine Kette von Ursachen und Folgen denken, die, ohne sich in eine Grundursache zu endigen, wirklich ins Unendliche fortliefe. Was erhalten wir dadurch? — Offenbar weiter nichts, als Reihen von auf einander folgenden und in einander gegründeten einzelnen Dingen. Es sind ja aber nicht blos Reihen von einzelnen Dingen da, sondern alle diese einzelnen Dinge sind auch dergestalt mit einander verbunden, und greifen so in einander, daß sie insgesamt ein einziges ordentliches Ganzes ausmachen. Worin soll sich unsre Vernunft den Grund dieser Verbindung aller Dinge zu einem Ganzen denken, welcher doch in der unendlichsten Reihe der einzelnen Dinge

*) Ich fürchte hiebey von keinem unpartheiischen Leser den Vorwurf, daß ich auf diese Weise Gott zum Weltgeist machte; da schon Herr Professor Plattner diese Vorstellung von Gott in gewissem Verstande rechtfertigt, und selbst die Bibel sie begünstigt, indem sie sagt: — Gott wirke Alles in Allen — in Ihm leben, weben und sind wir, u. s. w. §. 30.

Dinge durchaus nicht liegt? — Diese allgemeine Verbindung der Dinge wäre im strengsten Verstande eine Wirkung ohne Ursache, wenn wir nicht eine verständige Grundursache der Welt glauben wollten, und also eine Erscheinung, die alle Wunder überträfe, welche je der Aberglaube dazu gestempelt hat. Wäre nun unsre Vernunft im Stande, eine solche Wirkung ohne zureichende Ursache statt finden zu lassen, so hörte hier die Grundregel ihres Denkens auf, gültig zu seyn, nach welcher sie sonst Wirkung und Ursache immer in einem nothwendigen Zusammenhang denkt; und damit wäre ihr Bankerott unvermeidlich und dem dümmsten Aberglauben, der sich nur auf diesen einzigen Fall berufen dürfte, Thür und Thor geöfnet. Das muß man gar nicht bedenken, wenn man so dreist von einer unendlichen Reihe von Ursachen und Folgen, mit Beyseitsetzung einer verständigen Grundursache der ganzen Welt redet. —

„Dem sey also, heißt es weiter, daß niemand „mit gesundem Menschensinn das Daseyn der Gott„heit läugnen könne; das ist auch alles, was „Menschen von derselben mit Zuverlässigkeit wissen. „In der Gottheit selbst können sie nichts unterschei„den. Sie sind mit ihrem Erkenntnißvermögen „an die Sinne gebunden, und diese statten ihnen „nur von solchen Dingen Bericht ab, in deren „ganzen Umfang nichts ist, das ihnen die Gott„heit enthüllte. Die wahre Beschaffenheit dersel„ben ist ihnen ein so grosses Geheimniß, daß sie „davon soviel als gar nichts wissen. Ihre Vor„stellungen von Gott sind menschliche Vorstellun-

„gen,

„gen, und treffen darum Gott im geringsten nicht. „Das Endliche kann das Unendliche nicht begrei„fen u. s. w.

Hiemit wird also die Erkenntniß der Menschen von Gott durchaus für völlig unrichtig und mangelhaft ausgegeben.

Wir arme Menschen! Daß wir doch so sehr leicht die Mittelstrasse verfehlen. Es war eine Zeit, wo man sichs anmaßte, die Gottheit ganz ergründen zu können. Da demonstrirte man im höchsten Wesen eine Dreyeinigkeit mit Worten, und versuchte es gar, sie mit Farben an die Tafel zu mahlen. *) Man wußte genau das Departement anzugeben, das jeglicher dieses Dreyeinigen in der Menschenwelt hätte. Kurz, man zergliederte das Wesen der Gottheit nach allen seinen Bestandtheilen, beynahe wie der Anatomiker den menschlichen Körper. Das war ein Abweg, auf den man damals gerieth. Man hätte bedenken sollen, daß sich der weise Stifter des Christenthums nirgends in eine genaue Zergliederung der Gottheit eingelassen habe, und daß wir nicht einmal von uns und den nächsten Dingen um uns, die Natur so ergründen können; geschweige, daß wir das Wesen aller Wesen so zu erforschen im Stande seyn sollten. Nun ist diese Zeit vorbey. Man erkennt, daß Gott für Menschen noch in vieler Absicht unbegreiflich sey, und will in seinen Urthei-

 len

*) Im Buchladen auf dem hallischen Waysenhause hieng zu meiner Zeit ein Gemälde, das die göttliche Dreyeinigkeit vorstellen sollte.

len über ihn, behutsamer werden. Darüber geräth man wieder auf einen andern Abweg. Nicht genug, daß man Gott nur in vieler Absicht für Menschen unbegreiflich seyn läßt; stellt man ihn nun so entfernt von der Menschenwelt vor, hüllt ihn in ein so heiliges Dunkel ein, daß er uns kaum merkbar bleiben soll. Ist das nicht wieder auf der andern Seite zu weit gegangen? —

Es ist wahr: alle unsre Erkenntnisse bekommen wir ursprünglich durch sinnliche Empfindungen. Wir können sie nicht anders erhalten, und uns auch überhaupt in der ganzen Schöpfung keinen andern Anfang der Entwickelung denkender Geschöpfe denken, als den durch sinnliche Eindrücke von aussenher. Sinnliche Empfindungen sind gleichsam der Zunder, vermittelst dessen das Licht des Verstandes angezündet, oder die Denkkraft erweckt wird, wenn aber dieses Licht auch wirklich entzündet ist; ich will sagen, wenn unsre Vernunftsfähigkeit durch eine Menge sinnlicher Ausdrücke erst erweckt und in Thätigkeit gesetzt worden; dann fängt sie an für sich selbst zu wirken. Sie vergleicht und unterscheidet die sinnlichen Empfindungen, bemerkt die Verhältnisse der Dinge, davon sie die Vorstellungen vor sich hat, verbindet und trennet darnach ihre Begriffe, und leitet aus einer Wahrheit andere her. Dies giebt dann für den Menschen offenbar ein helleres Licht, mit Hülfe dessen er im Stande ist, viel weiter zu sehen, als seine blossen Sinne reichen. Das beweisen alle Wissenschaften und Künste unter den Menschen, die insgesammt auf diese Weise entstanden sind,

und auch auf solche Art ihre weitere Ausbildung erhalten. Eben so erlangen Menschen allerdings auch zuerst die Vorstellungen von der Gottheit, die an sich nicht mit den Sinnen empfunden werden können. Allein, daß darum nun ihre ganze Erkenntniß Gottes nothwendig unrichtig und durchaus mangelhaft seyn müsse; das folget daher gar nicht. Es scheint mir ein sehr lahmer Schluß zu seyn, den man, um diese unsre Unwissenheit in Ansehung des höchsten Wesens zu beweisen, also macht: „wir kennen nicht einmal die Beschaffenheit des nächsten Engels über uns; wie sollten wir etwas von der Gottheit wissen können?" Von Engeln haben wir nichts vor Augen, das von der Beschaffenheit derselben zeuget. Blos daher, daß es unter uns herabwärts noch so unzählige Stufen geringerer Geschöpfe, als wir sind, giebt, schliesset die Vernunft, daß es auch über uns hinaufwärts noch unzählige Stufen höherer und vollkommnerer Geschöpfe, als wir sind, geben werde. Aber von der Gottheit zeuget eine grosse vor unsern Augen stehende, ordentliche Welt. Ich habe schon vorher gezeigt, wie wir mit Hülfe sinnlicher Empfindungen von den Werken der Schöpfung auf das Daseyn Gottes schlössen; und wir haben gesehen, daß dieser Schluß so zuverlässig ist, als der Schluß auf unser eignes vernünftiges Daseyn. Das gilt auch von denen Vorstellungen, die wir auf eben dem Wege von den Eigenschaften Gottes erhalten. z. B. Die Sonne leuchtet und wärmt, das empfindet der Gelehrte und Ungelehrte. Sie hat ihren gewissen Lauf, (oder welches hier gleich-

viel ist, die Erde gegen die Sonne) das sieht der Gelehrte und der Ungelehrte. Da sie immer eine einförmige Bahn durchläuft, und doch ihre Kraft zu so wohlthätigen Absichten äussert, so schließt der Gelehrte und der Ungelehrte daraus, daß sie das Werk eines verständigen, gütigen Wesens seyn müsse, das sie mit ihrer Kraft an diese wohlthätige Bahn gebunden habe. Und so erkennt der Gelehrte und der Ungelehrte einen weisen, gütigen Vater des Lichts. Dieser Vernunftschluß, den die sinnlichen Empfindungen an die Hand gegeben, ist doch so bündig, als jener auf das Daseyn Gottes, oder irgend einer, den wir von Werken menschlicher Kunst auf ihren Urheber machen. Wir sollen in der Gottheit gar nichts unterscheiden, den Begrif von der Grundursache aller Dinge in keine einzelne Begriffe zerlegen können? — Das giebt man vor, und setzt hinzu: das Endliche kann das Unendliche nicht begreifen. Was nennt man dann hier begreifen? oder was heißen hier deutliche Vorstellungen? — Soll etwa jenes soviel sagen; als einsehen, wie ein Ding gestaltet sey, ob es lang oder kurz, schwarz oder weiß sey ꝛc.? Dann freylich muß man zugeben, begreifen wir Gott nicht. Oder sollen deutliche Vorstellungen nur solche seyn, die wir von der innern Natur und dem Wesen der Dinge haben? — Auch dann mag das Vorgeben gegründet seyn. Allein dann rühme sich auch niemand, daß er von irgend einer wirkenden Ursache einen Begrif habe; und man sage lieber gleich: das Endliche kann auch das Endliche nicht begreifen. Denn in dem Verstande

ist uns auch die Natur jedes endlichen Dinges ein unbegreifliches Geheimniß. Wir kennen alle Dinge, die wir kennen, blos nach ihren Wirkungen. Ich sehe hier vor mir die Flamme des brennenden Lichts, ich empfinde seine Wirkung; allein niemand weiß mir die wahre Natur dieser Flamme recht deutlich zu machen. Wir selbst sind uns nach unsrer innern Natur noch ein grosses Geheimniß. Ich lebe, ich denke, ich handele, dessen bin ich mir nach und nach bewußt worden; allein wie das alles eigentlich in mir gegründet sey, das verstehe ich noch lange nicht ganz, und da die Stimmen in der gelehrten Welt darüber noch immer so sehr getheilt sind, so muß die wahre Natur des Lebens, Denkens und Handels bey dem Menschen auch überhaupt noch nicht eine so völlig ausgemachte Sache seyn. Wir unterscheiden doch in der Grundursache der Welt sehr deutlich Verstand, Kraft, und Güte. Dies sind ja einzelne Vorstellungen. Diese Eigenschaften müssen wir der Gottheit, als Grundursache der Welt, nach allen Berichten, die uns die Sinne von ihren Weltwerken abstatten, nicht nur überhaupt, sondern auch, eben nach denselben Berichten, im höchsten Grade beylegen; und dieselbe zugleich als die Quelle unsers Wesens und Lebens betrachten. Darum haben wir von derselben eine so deutliche Erkenntniß, als wir solche von uns selbst haben; und ich glaube, es ließe sich zeigen; daß wir uns wirklich nicht mehr kenneten, als die Gottheit.

Diese Erkenntniß ist allerdings aus dem Umfang menschlichen Wissens hergenommen, und

mit menschlichen Worten bezeichnet. Verstand, Macht, Güte sind menschliche Zeichen von menschlichen Vorstellungen. Allein, wird durch das Menschliche hiebey die Erkenntniß selbst ungewiß? Treffen wir darum die Gottheit hiemit im geringsten nicht? — Das meint man, und beruft sich dazu auf das angeführte Beyspiel von einer angenommenen, mit Vernunft begabten, Spinne. Wie wenig paßt dieses aber hiezu. Gesetzt, es gäbe eine Spinne, die das Vermögen hätte, das der Mensch besitzt, sich, vermittelst sinnlicher Empfindungen, die Größe, die Ordnung und die allgemeine Verbindung der sichtbaren Weltwerke zu einem wohlthätigen Endzwecke, deutlich vorzustellen; und daraus, wie der Mensch, auf eine allmächtige, weise, und gütige Grundursache der Welt zu schliessen; so würde auch diese ihre Erkenntniß in so weit so richtig seyn, als die des Menschen, ja des höchsten Seraphs von Gott. Ich denke, die Wahrheit der Vorstellungen gründet sich nicht auf die größeren oder geringeren Fähigkeiten vernünftig denkender Geschöpfe, sondern auf die Natur der Dinge. Diese bleiben als Gegenstände der Erkenntniß, was sie sind, der vernünftige Seraph oder eine vernünftige Spinne mag sie sich vorstellen. Sieht der Maulwurf darum kein Licht, weil sein Auge kein Luchsauge ist? Was einer Vernunft krumm ist, das muß es auch der andern seyn; was der einen Licht ist, das muß es auch der andern seyn. Und so sind auch Weisheit, Macht, Güte Gottes, die aus den Werken der Schöpfung hervorleuchten, was sie sind; sie mögen von

von der Vernunft des Engels oder des Menschen oder eines vernünftigen Wurms gedacht werden. Die Verschiedenheit der Fähigkeiten denkender Geschöpfe macht wohl, daß ihre Erkenntniß in Ansehung des Umfangs und der Deutlichkeit verschiedene Grade hat; aber nicht in Ansehung ihrer Wahrheit. Und was will man damit haben, daß man das Menschliche in unsern Begriffen und Ausdrücken von der Gottheit so sehr rügt? Wir sind Menschen und haben keine andere, als menschliche Vorstellungen und menschliche Sprachen; können also auch von Gott nicht anders als menschlich denken und menschlich reden. Man verlangt doch nicht etwa damit schon die Erkenntniß, die ein Engel von Gott haben mag? Fast scheint es so, wenn unter andern gefragt wird: „Warum enthüllte sich die Gottheit unserm Geistesauge nicht mehr? Oder warum schärfte sie unser Geistesauge nicht bis zu dem Grade, daß wir sie näher kennen lernen konnten?„ Es gehört hier nicht zu meinem Zwecke, sonst könnten diese Fragen leicht so zurückgegeben werden: „Warum lagen die Systeme, die alle Religionserkenntnisse aus der Menschenwelt verdrengen sollen, und diejenigen Wesen, welche nach deutlichen Vorstellungen selbstthätig sind, für bloße Maschinen erklären, so tief, daß nur nach Jahrtausenden erst Menschen darauf kommen, und sie hervorziehen? Warum wurden die Geistesaugen der Menschen nicht gleich zu dem Grade geschärft, daß sie so wichtig und wohlthätig seyn sollende Entdeckungen früher hätten machen können? u. s. w. Aber bedenkt man wohl, daß gerade eine mensch-

liche Erkenntniß von Gott nur diejenige ist, welche sich für Menschen schickt? Unser Geistesauge kann, wie das Auge unsers Leibes, nur ein gewisses Maß des Lichts vertragen. Das Licht der Erkenntniß würde aufhören, für uns wohlthätig zu seyn, es würde uns blenden und schaden, wenn es unserm Geistesauge nicht angemessen bliebe. Das gilt insonderheit von der Erkenntniß Gottes. Die Erkenntniß eines Engels von Gott wäre uns Menschen jetzt nicht nur so unbrauchbar, wenn wir sie haben könnten, als dem Kinde in der Wiege die reifern Einsichten eines Mannes, sondern auch in der That schädlich. Gott bewahre die Menschheit davor, daß ihr über ihn nicht plötzlich die Geistesaugen also geöfnet werden. Dies könnte doch in dem gegenwärtigen Zustande nicht anders als durch die Sinnen geschehen. Und wehe unserm menschlichen Geiste, wenn sich der Unendliche in seiner ganzen Majestät demselben auf einmal so versinnlichte! Wir würden, wie jenes Volk seinen Moses *) bitten: rede du, Mensch! mit uns und laß Gott nicht mit uns reden, wir mögten sonst verderben. Daß wir Gott noch nicht näher kennen, als er von Menschen zu erkennen ist, das ist also ein wahres Glück für uns. Ueberhaupt liegt das auch nicht sowohl an Gottes Enthüllungsart, als an unserm übrigen Wissen, wie weit wir mit ihm bekannt sind. Gott hat sich von seiner Seite deutlich genug geoffenbaret. Seine Welt ist der vollkommenste Abdruck seines unsichtbaren Wesens und

*) 2. B. M. 20. v. 19.

und er ist darin allen seinen vernünftigen Geschöpfen so deutlich enthüllt, daß sie alle ihn fühlen und finden können. Es läßt sich auch keine andere und bessere Offenbarungsart denken, als die, auf die er sich von jeher den Menschen bekannt gemacht hat. Daher ist es nicht zu verwundern, daß der Glaube an Gott so alt ist, als das menschliche Geschlecht, und sich überall selbst unter den rohesten Völkern der Erde findet. Nach dem Bewußtseyn, das der Mensch von sich selbst erlangt, ist ihm in der Welt kein Gedanke näher und natürlicher, als der von der Gottheit. Nur auf unserer Seite werden unsre Augen, wie die Augen aller vernünftigen Geschöpfe gehalten, daß wir ihn jedesmal nur so weit kennen, als uns sein Erkenntniß wahrhaftig dienlich ist. Es geht in dieser Wissenschaft, wie mit allen andern menschlichen Wissenschaften, die sich alle nach einer höchstweisen Anordnung allmählig aufklären. Wir lernen uns selbst nach unsrer wahren Beschaffenheit nur stückweise kennen. So wird auch die Decke, die in Ansehung der Erkenntniß Gottes vor unsern Augen hängt, erst nach und nach immer weiter aufgezogen. Je weiter das menschliche Geschlecht in der Erkenntniß der Größe der Werke Gottes fortrückt, desto weiter enthüllt sich ihnen seine Macht, desto vollkommner wird ihre Vorstellung von dieser. Je mehr die Menschen einsehen lernen, daß alles, und besonders auch das, was ihnen erst nicht gut dünkte, weislich geordnet ist, desto vollkommner und lebendiger wird ihre Vorstellung von der Weisheit Gottes. Je fester bey ihnen, durch die

Einsicht

Einsicht in die wohlthätigen Anordnungen aller Dinge, und durch eigene Erfahrung ihrer zunehmenden wahren Glückseligkeit, die Ueberzeugung wird, daß wahrhaftig alles zu ihrem Besten diene, desto heller und gerührter erkennen sie die unendliche Güte dessen, der sich aller seiner Werke erbarmet. Kurz, das Maß der Erkenntniß, das die Menschen von Gott haben, hängt von den Zeiten und Tagen ab, worinn sie sich in Ansehung ihrer übrigen Kenntnisse befinden; oder vielmehr: es ist der weise Plan des Grundherrn und Vaters der Welt, daß alle seine vernünftigen Geschöpfe nach ihren jedesmaligen gesammten Umständen auch in der Einsicht von ihm gehoben und zu grösserer Vollkommenheit der Gottkenntniß geführt werden sollen. Dieser Plan liegt in der Geschichte aller Zeiten und Völker da; und entwickelt sich noch immerfort sowohl in Ansehung ganzer Nationen, als jedes einzelnen Menschen. Und wenn sich einst diese Scene für den Menschen verändert, und er von der Stufe der Menschheit zu der höhern Stufe der Engel gelangt, wo er noch mehr Licht über Gott wird vertragen können, dann wird ihm auch gewiß ein grösseres Licht darüber aufgehen. Das steht nach dem, was hier in diesem menschlichen Leben schon offenbar geschieht, indem der Fortschritt in der Aufklärung des menschlichen Geschlechtes über den Unendlichen schlechterdings nicht zu läugnen ist, sicher zu erwarten; ob uns gleich auch dann noch, und vielleicht nach Jahrtausenden noch, die Gottheit in vieler Absicht unerforschlich seyn möchte. Wer diese Erwartung zweifelhaft machen,

machen, und dagegen behaupten wollte, daß Gott uns ewig ein Geheimniß bleiben würde, der müßte auch keinen Beweis führen, daß es der Gottheit, deren Daseyn so gewiß ist, an sich ganz unmöglich wäre, sich ihrer eigenen vernünftigen Schöpfung jemals näher zu enthüllen. Und den Beweis soll man uns, denk ich, wohl schuldig bleiben.

„Aber was kann uns die gegenwärtige, doch „immer sehr unvollkommne Erkenntniß Gottes nü„tzen? Man muß sich zu dem Glauben an ihn „offenbar erst durch methaphysisches Nachdenken „erheben; wodurch derselbe nothwendig seine Kraft „verlieren muß. Und dann ist die Vorstellung von „Gott auch nur immer eine allgemeine Wahrheit, „die den Menschen nie bestimmen kann, so oder „anders zu denken und zu handeln; sondern die „allenfalls nur blinde Schwärmerey, die man dem „Volke als Andacht anpreiset, wirket. Dafür „ist die Selbstliebe ein viel besseres Principium für „eine gute Denk- und Handlungsart u. s. w.

Dies ist nun noch das Dritte, was man wider Religiösität einwendet; und wodurch überhaupt die Nützlichkeit derselben bestritten wird.

Der ganze Einwurf scheint mir aber in aller Absicht zu wenig durchgedacht zu seyn. Freylich, wenn wir die Welt erst zu einer für sich bestehenden und selbstthätigen Maschine machen, die Gottheit aus ihrer Welt verbannen, und oben an der unendlichen Kette der Dinge in ein undurchdringliches Heiligthum hinverweisen wollen; alsdann mögte der Einwurf statt haben. Aber was berechtigt uns zu dem allen? In dem ganzen Umfang der Dinge,

die

die wir kennen, ist nichts, das den Gedanken nur einigermaßen begründete, die Welt sey eine solche Maschine, die, wie eine aufgezogene Uhr, durch eine in ihr angebrachte eigne und unabhängige Triebfeder nur von selbst ihren Gang fortginge. Jedes uns bekannte Ding wird offenbar von einer ausser ihm befindlichen Ursache in Bewegung erhalten; und dieß lehrt uns vielmehr schliessen, daß auch das Triebwerk aller Dinge, wie die Grundkraft des Ganzen, nicht in diesem, sondern in einer von der Welt verschiedenen Ursache liegen müsse. Diese wirkende Grundursache der Welt ist Gott. Und nun kann es der Einfältigste begreifen, daß Gott stets alles in allem wirke. Der Einfältigste kann es an seinem, ohne sein Zuthun, schlagenden Herzen fühlen, daß Gott nicht fern sey von einem jeden unter uns. Es bedarf dazu keiner Metaphysik, sondern nur der Logik der gesunden Vernunft, die auch der Bauer von seinem Vater erbt, und im täglichen Leben von selber ausübt. Und wenn der Mensch das einmal weiß, von ihm (von Gott) und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge, auch wir leben, weben und sind in ihm, so braucht er keinen Weg von Millionen und Quadrillionen Meilen zu machen, um mit seinen Gedanken auf Gott zu kommen. Wie Gott ihm mit seinen Wirkungen in jedem Augenblick überall gleich nahe bleibt; so kann er sich auch von allem, was er sieht, hört, und empfindet, mit seinen Gedanken zu Gott aufschwingen, und also in jedem Augenblick bey ihm seyn. Und eben so schnell ist denn auch die Wirkung des Gedankens an Gott auf seine Denk-

und Handlungsart, wie das ein jeder an sich erfährt, der sich daran gewöhnt hat, sich Gott so lebendig zu vergegenwärtigen. Was der Gedanke wirken könne? frägt man. — Daß er an sich nicht unwirksam sey, ist eine Geschichtswahrheit aller Zeiten. Schon die dunkelste Empfindung von Gott hat von jeher beynahe allmächtig auf die Menschenwelt gewirkt. Warum haben sich alle Staatenstifter der Vorstellung von der Gottheit bedient? Wie ist der Priesterstand bey der Vorwelt zu dem ausserordentlichen Ansehen gelangt? Warum findet selbst der Religionsverächter die Religion wenigstens noch, als einen Zaum für den Pöbel, so nöthig und heilsam? — Diese Thatsachen reden laut genug für die Kraft der Religion an menschlichen Seelen. Ich führe das alles nur an, um sogleich die Erfahrung auf jene Frage, was der Glaube an Gott wirken könne? — antworten zu lassen. Im Grunde verabscheue ich von ganzem Herzen diesen Mißbrauch der edelsten Menschenkenntnisse, den Layen und Priester ehedem davon gemacht haben. Und wenn ich wüste, daß Religion weiter nichts, als ein blosser Zaum des Pöbels wäre,* so wollte ich der erste seyn, der es dem Pöbel, meinen mir insgesamt lieben Mitmenschen, laut verriethe, sie aufforderte, den unwürdigen Zaum der Menschheit abzuwerfen; auch auf der Stelle mein Amt, das denn doch weiter nichts, als Betrügerey der Staatspolitik wäre, niederlegen, und auf irgend eine andere Art mit meinen gesunden Gliedern mein tägliches Brod zu erwerben suchen. Aber Religion, als wichtige Erkenntniß

die wir kennen, ist nichts, das den Gedanken nur
einigermaßen begründete, die Welt sey eine solche
Maschine, die, wie eine aufgezogene Uhr, durch
eine in ihr angebrachte eigne und unabhängige
Triebfeder nur von selbst ihren Gang fortginge.
Jedes uns bekannte Ding wird offenbar von einer
ausser ihm befindlichen Ursache in Bewegung erhal-
ten; und dieß lehrt uns vielmehr schliessen, daß
auch das Triebwerk aller Dinge, wie die Grund-
kraft des Ganzen, nicht in diesem, sondern in *einer*
von der Welt verschiedenen Ursache liegen müsse.
Diese wirkende Grundursache der Welt ist Gott.
Und nun kann es der Einfältigste begreifen, daß
Gott stets alles in allem wirke. Der Einfältigste
kann es an seinem, ohne sein Zuthun, schlagenden
Herzen fühlen, daß Gott nicht fern sey von einem
jeden unter uns. Es bedarf dazu keiner Metha-
physik, sondern nur der Logik der gesunden Ver-
nunft, die auch der Bauer von seinem Vater erbt,
und im täglichen Leben von selber ausübt. Und
wenn der Mensch das einmal weiß, von ihm (von
Gott) und durch ihn und zu ihm sind *alle Dinge*,
17 auch wir leben, weben und sind in *ihm*, so braucht
er keinen Weg von Millionen und Quadrillionen
Meilen zu machen, um mit seinen Gedanken auf
Gott zu kommen. Wie Gott ihm mit seinen Wir-
kungen in jedem Augenblick überall gleich nahe
bleibt; so kann er sich auch von allem, was er sieht,
hört, und empfindet, mit seinen Gedanken zu Gott
aufschwingen, und also in jedem Augenblick bey
ihm seyn. Und eben so schnell ist denn auch die
Wirkung des Gedankens an Gott auf seine Denk-

und

und Handlungsart, wie das ein jeder an sich erfährt, der sich daran gewöhnt hat, sich Gott so lebendig zu vergegenwärtigen. Was der Gedanke wirken könne? frägt man. — Daß er an sich nicht unwirksam sey, ist eine Geschichtswahrheit aller Zeiten. Schon die dunkelste Empfindung von Gott hat von jeher beynahe allmächtig auf die Menschenwelt gewirkt. Warum haben sich alle Staatenstifter der Vorstellung von der Gottheit bedient? Wie ist der Priesterstand bey der Vorwelt zu dem ausserordentlichen Ansehen gelangt? Warum findet selbst der Religionsverächter die Religion wenigstens noch, als einen Zaum für den Pöbel, so nöthig und heilsam? — Diese Thatsachen reden laut genug für die Kraft der Religion an menschlichen Seelen. Ich führe das alles nur an, um sogleich die Erfahrung auf jene Frage, was der Glaube an Gott wirken könne? — antworten zu lassen. Im Grunde verabscheue ich von ganzem Herzen diesen Mißbrauch der edelsten Menschenkenntnisse, den Layen und Priester ehedem davon gemacht haben. Und wenn ich wüste, daß Religion weiter nichts, als ein blosser Zaum des Pöbels wäre,* so wollte ich der erste seyn, der es dem Pöbel, meinen mir insgesamt lieben Mitmenschen, laut verriethe, sie aufforderte, den unwürdigen Zaum der Menschheit abzuwerfen; auch auf der Stelle mein Amt, das denn doch weiter nichts, als Betrügerey der Staatspolitik wäre, niederlegen, und auf irgend eine andere Art mit meinen gesunden Gliedern mein tägliches Brod zu erwerben suchen. Aber Religion, als wichtige Erkennt-

nis

niß von Gott betrachtet, thut dem Menschen ganz andere und würdigere Dienste, als daß man ihre Wirkungen so geradezu für blinde Schwärmerey erklären könnte. Dieß letzte sollte in denen Zeiten geschehen seyn, wo noch Fasten, Gebete plappern, Casteyen und dergleichen Dinge Andacht und Gottesdienst hieße. In unsere Zeiten gehört das gar nicht mehr her. Dank, frohe, aus lebendiger Ueberzeugung von einer über uns waltenden weisen gütigen Gottheit, erzeugte Empfindung des vielen Guten, mit beständiger Hinsicht auf sie, die es uns zuwendet; kindliches Vertrauen, sichere Erwartung alles nöthigen Guten für die Zukunft, aus eben derselben lebendigen Ueberzeugung; und Gehorsam, sorgfältige Wahrnehmung und gewissenhafte Befolgung der von dem Urheber aller Dinge gemachten Ordnung in der Natur zur allgemeinen Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts — Das ist Gottesverehrung und das Wesentlichste unsrer Andacht. Hiezu wirkt nicht nur der Glaube an Gott, den allmächtigen, weisen, und gütigen Herrscher über alles so stark; sondern der Vater der Welt erzieht uns auch, durch sein ganzes Verfahren mit uns selbst hiezu. Es wiederfährt uns durch seine Welt in unserm Leben so viel offenbar wohlthätiges. Das empfinden wir, und wir sehen auch ein, daß diese Wohlthaten von einer ausser uns befindlichen Ursache herrühren. Nun ist doch unsre ganze vernünftige Natur so gestimmt, daß wir uns der frohen Bewegungen unsers Herzens dabey nicht enthalten können, und, indem wir uns die eigentliche Quelle alles Guten, Gott, hinzudenken,

uns zugleich desselben freuen — das heißt: Regungen der Dankbarkeit in uns gegen ihn fühlen. Es begegnet uns wieder zuweilen manches Uebel; wir kommen in Verlegenheit, worin uns die Menschheit nicht rathen, nicht helfen kann. Dennoch können wir vermöge unsrer Natur nicht ganz ohne Hoffnung bleiben. Was ist hiebey natürlicher, als daß wir uns an den halten, und uns der Milde dessen überlassen, dessen Güte wir schon sonst erfahren haben, der uns noch immer in seiner Gewalt hat, und ihm auch dann das Beste für uns zutrauen? Wir werden ferner aus eigner Erfahrung inne, daß die menschliche Natur, wie die Natur aller Dinge, mit denen wir umgeben sind, ihre gewissen Gesetze habe, nach denen wir uns richten müssen, wenn wir uns nicht selbst Noth machen wollen. Das nöthigt uns, auf diese Gesetze zu merken, sie als ewige Gesetze Gottes, des wahren Urhebers der Natur, zu erkennen, heilig zu halten, und sie bey unserm Denken und Thun gewissenhaft zu beobachten. So ist die Welt Gottes selbst eine Schule, worin wir zur Religion geführt werden; und diese ist so genau mit unsrer Natur verwebt, daß kein Mensch ohne Religiösität seyn kann. Darum sagte ich weiter oben, daß weit mehr wahre Religion in der Menschenwelt wäre, als man vielleicht dächte; und beyläufig mögen diejenigen, welche die Religion aus der Welt ganz wegschaffen wollen, hieraus abnehmen, was sie mit der unseligen Mühe ausrichten werden. Sie ist ewig vergeblich. Dank, Vertrauen, Gehorsam, das sind nun freylich lauter von mensch-

lichen Verhältnissen abgeleitete menschliche Gesinnungen, und menschliche Redensarten. Aber eben dadurch behalten sie für uns ihren hohen Werth. Denn so bleiben diese Gesinnungen an sich zum Wohl der menschlichen Gesellschaft noch wichtig, wenn sie selbst dem, gegen den sie bewiesen werden, dem Allerhöchsten, gleichgültig seyn sollten? — Eine allgemeine Erfahrung lehrt es, daß Menschen, die sich in diesen Gesinnungen gegen den Herrn und Vater der Welt üben, eben dadurch immer fertiger werden, ähnliche Gesinnungen in ähnlichen Verhältnissen, worin sie untereinander stehen, mit der That zu beweisen. Ein Herz, das mit Dank, Vertrauen und Gehorsam gegen Gott erfüllt ist, wird auch so leicht gegen Menschen nicht undankbar, mißtrauisch, und rebellisch werden. Diese Gesinnungen veredeln, und beruhigen dasselbe nicht nur an sich; sondern sie haben auch den wohlthätigsten Einfluß ins bürgerliche Leben. Die Selbstliebe bleibt dabey das wirksame Principium, das sie ist. Ein jeder sieht, daß wir eben durch wahre Selbstliebe zu solcher Gottesverehrung bestimmt werden. Wir finden in diesen Gesinnungen Uebereinstimmung mit unsrer vernünftigen Natur; Förderung unsers einheimischen und unsers gemeinschaftlichen Wohlseyns; haben an der Religion eine neue, wohlthätige Quelle froher Empfindungen und edler Gesinnungen; und um dieses unsers Vortheils Willen ist sie uns lieb. Die Bewegungsgründe, die uns die Religion zu einer guten Denk- und Handlungsart darbietet, sollen diejenigen gar nicht ausschliessen, welche in den näch-

sten

sten natürlichen Ursachen und Folgen unsrer Gesinnung und Aufführung liegen. Es ist ein Abweg, wenn man die Menschen blos durch Vorstellungen, die von Gott hergenommen sind, zum Guten zu bewegen denkt, und die Natur der Dinge, wie seine eigene Natur darüber aus der Acht läßt. Wenn gleich die Vorstellungen von Gott sehr kräftig sind; den Menschen zum Guten willig zu machen, so bleiben sie allerdings noch immer zu allgemein, um den Menschen zu bestimmen, so oder anders zu handeln. Es weiß damit nun der Mensch noch nicht, was ihm und andern wahrhaftig gut sey. Er versteht damit noch nicht, wie er seine Triebe und Leidenschaften dazu regieren könne, oder wo und wie er Gott in der allgemeinen Liebe zum Guten nachahmen soll. Zu dem allen kann ihn Glaube und Liebe Gottes allein nicht verständig und geschickt machen; sondern es müssen ihm dazu aus der Natur des Menschen und der Dinge noch nähere Anleitungen gegeben werden. Ueberdies bleibet der Mensch stets ein sinnlich-vernünftiges Geschöpf, das zunächst durch das gerührt und bewegt wird, was ihm in die Sinne fällt. Und das sind freylich die natürlichen Folgen der menschlichen Gesinnungen und Handlungen: Kurz, Schaden oder Vortheil, der damit zusammenhängt. Das dürfen vernünftige Volkslehrer nie vergessen. Sie müssen bey ihrem Unterricht zur Besserung der Menschen auch immer Rücksicht auf die natürlichen Verhältnisse der Dinge nehmen, tiefe Blicke in ihr eignes Herz thun, um den Gang der moralischen Ordnung darin wahrzunehmen, und darnach ihre

Belehrungen und Anweisungen zum Guten einrichten. Und wie sie es selbst erfahren, wenn sie es mit ihrer eignen Besserung ernstlich versuchen, daß gut seyn, und es gut haben, wie Baum und Frucht, wie Saatzeit und Erndte genau zusammen hängen; so müssen sie auch andere auf diese Erfahrung, so viel möglich, merken lehren. Aber es wäre wieder ein anderer Abweg, wenn man sich blos auf die nächsten und natürlichen Gründe und Folgen der Rechtschaffenheit einschränken, und die höheren Gründe ganz vernachläßigen wollte, welche vernünftige Geschöpfe dazu in dem in der sichtbaren Welt eingedrückten liebenswürdigen Charakter des Weltschöpfers, ihres ewigen Vaters, finden, sobald sie darauf gehörig hingewiesen werden. Diese vermehren zu augenscheinlich die Summe der Bewegungsgründe zum Tugendfleiß. — Ich will zu dem allen, was ich hierüber schon gesagt habe, nur noch ein Beyspiel zur Bestätigung hinzufügen. Es ist ohnstreitig ausser vielen andern Trieben, die uns zu Handlungen bestimmen, auch der Trieb der Nacheiferung in uns. Das beweiset die entschiedene Kraft, welche Beyspiele für uns haben; und welche sich besonders an Kindern in Ansehung ihrer Aeltern äussert, sobald dieselben darauf zu merken im Stande sind. — Ein unmündiges Kind, das seines Vaters Denkungsart noch nicht kennt, wird dadurch nicht gereizt werden, so oder anders zu denken und zu handeln, wenn man ihm vorsagt; so oder so denkt dein Vater, und darum must du auch so denken. Es ist noch zu kurzsichtig, als daß es darin Bewegungsgründe zu seiner Denk- und Hand-

lungs-

lungsart erkennen sollte; und wird sich vor der Hand noch blos durch blinde Triebe regieren lassen. Aber man denke sich, daß dem Kinde nach und nach die Geistesaugen aufgehen, und es mit der Zeit seines Vaters Denkungsart selbst kennen lernt; daß es nun auf der einen Seite die Würde dieser Denkungsart und auf der andern auch die Billigung seines Vaters, wenn es mit ihm einstimmig denkt, anschauet. Muß das nicht mit der Erkenntniß der natürlichen Vortheilhaftigkeit dieser Denkungsart zusammen weit stärker auf des Kindes Herz wirken, als die letztere allein? — Eben die Bewandniß hat es mit der Erkenntniß Gottes für moralische Geschöpfe. Die Selbstliebe sieht zuerst auf die nächsten Vortheile; und diese leiten auch im Anfang allein den sinnlichen Menschen in seinen Gesinnungen und Handlungen. Mit der Zeit erwacht aber der Nachahmungstrieb bey ihm; und er kommt in den Stand, den grossen Zweck der ganzen Schöpfung, und darin zugleich den Charakter ihres und seines Urhebers zu erkennen. Da lehrt nun eine unläugbare Erfahrung, daß diese Einsicht, die der Mensch von dem Oberherrn der Welt erlangt, und die ihm auf der einen Seite die Würde, gut zu seyn, und Gutes zu thun, und auf der andern den Beyfall des Allerhöchsten vorhält, ein viel edlerer und mächtiger Antrieb zum Guten werde, als diejenigen Vortheile, die blos seine Sinne rühren. Statt also von Kurzsichtigkeit der Menschen, die Gottheit zu erkennen, zu reden; statt uns diese edleren, mächtigeren Bewegungsgründe zur Tugend nehmen zu wollen, sollte

man lieber dahin sehen, die Menschen aus den Werken der Schöpfung mit der Denkungsart des Vaters der Welt recht bekannt, und dieses herrliche Tugendprincipium gehörig wirksam zu machen.

Noch wichtiger ist der Glaube an Gott, einen allmächtigen, hochweisen, und allgütigen Oberherrn und Regierer der Welt, für vernünftige Geschöpfe in Absicht ihrer Beruhigung. Hiezu hat die beste Erkenntniß von der Welt allein bey weiten nicht die Kraft, die dieser Glaube, mit derselben vereinigt, beweiset. Wie sich schon in einem menschlichen Staate sehr oft die Fälle ereignen, wo der Unterthan die wohlthätigen Absichten der Anordnungen seines Regenten nicht einsehen kann, sondern sich blos in der allgemeinen Ueberzeugung beruhigen muß, daß sein Regent ein weiser, gütiger Landesvater sey, der am besten verstehe, was seinen Unterthanen gut ist, und es auch noch immer mit ihm gut gemeint habe; so giebt es dergleichen Fälle noch viel häufiger in dem unermeßlichen Staate Gottes. Das Reich des Allerhöchsten, das nach seinem Umfang und nach seiner Dauer ganz ohne alle Gränzen ist, kann von dem Menschen unmöglich ganz überschaut werden. Es muß daher ohn Unterlaß der Fall eintreten, wo man die Wohlthätigkeit der Anordnungen und Schickungen des Weltbeherrschers nicht begreifen kann. Was soll uns darin beruhigen? Wir wollen uns im Geist nach Messina versetzen. Es sey an eben dem Tage, der diesem Ort ewig merkwürdig bleiben wird. Wir fühlen: der Erdboden unter unsern Füssen fängt an zu beben; er eröfnet sich mit schreck-

lichem

lichem Getöse; wir stürzen mit den Unsrigen in den Abgrund hinein, und werden ohne Rettung lebendig begraben. Unsere Angst ist unbeschreiblich, unsre jammernde Selbstliebe sucht auf allen Seiten einen Anker. Worin findet sie diesen. In der Ueberzeugung; die Welt ist vortreflich; du hast bis daher erfahren, daß alle Dinge zu deinem Besten dienen musten? Das ist etwas, es ist wahr; aber ich weiß nicht, ob die Welt, die hier aufhört, für mich vortreflich zu seyn, einen weisen, gütigen Beherrscher habe, — ich sehe sie vielmehr als eine verstand- und leblose Maschine an. Wird jene Ueberzeugung zu meiner Beruhigung in dieser Angst hinreichen? Werde ich, der ich ein lebendiges, denkendes Wesen bin, zu einer todten Maschine eben das Vertrauen haben, das ich zu einem höchstweisen, allmächtigen, gütigen Geist, den ich als den Herrn der Welt betrachte, haben muß? Das getraue sich zu behaupten, wer die menschlichen Empfindungen kennt. Bin ich dagegen überzeugt; mein Wohl und Weh hängt nicht von einer todten Weltmaschine ab, sondern von einem lebendigen verständigen Gott, so werde ich, als ein moralisches Wesen, zu diesem höchsten moralischen Wesen ganz anderes Vertrauen fassen. Schon der einzige Gedanke: es ist ein Gott, ein Vater und Regierer der Welt, wie viel tröstliches hat er für vernünftige Geschöpfe! — Und denkt man sich dazu nun weiter diese Wahrheiten: Gott wirket alles in allem; Er hat auch mitten in der Empörung der Elemente seine Hand und fördert alles zu höherer Vollkommenheit, weil wohl-

thun ewig seine Lust ist; denkt man sich dazu dieses: Gott sieht auch auf dich, auch bis auf dich in der Noth reicht seine Kraft; auch dein wahres Glück wird von ihm durch alles gefördert, denn er erbarmt sich aller seiner Werke; dann hat die vernünftige Selbstliebe einen Anker, an dem sie sich sicher halten kann. Dabey liege und schlafe ich wenigstens ganz mit Frieden, wenn es um mich her wohl aussieht, und dabey fürchte ich auch kein Unglück, wenn selbst die Welt untergienge, und die Berge sich ins Meer stürzten. So nöthig und heilsam ist uns der Glaube an Gott. Und das wird er denkenden Geschöpfen auch in alle Ewigkeit seyn. Selbst, wenn wir schon tausend Engelstufen würden durchgegangen seyn, würde uns, ohne diesen Glauben, noch immer der Zweifel plagen; ob doch nicht vielleicht ein so allgemeiner Schifbruch erfolgen könnte, der unserm Glücke den ewigen Untergang brächte. Auch denn hätten wir noch keinen sicheren Grund unsrer Erwartung, daß wir unaufhörlich fortleben, und ohne Ende glückselig seyn würden; wofern wir nicht denselben in einem lebendigen Gott erkenneten, dem kein Ding unmöglich ist, der ewig die Liebe bleibt, und bey dem keine Veränderung und kein Wechsel in Ansehung seines wohlthätigen Einflusses in die Welt statt haben kann.

Nehmen wir nun dieses alles zusammen, und vergleichen wir damit, was zum Theil diejenigen selbst lehren, welche die Religion für eine unnütze Wissenschaft ausgeben; so erhellet daraus, wie aus den meisten gelehrten Streitigkeiten der Men-

schen, daß auch hiebey mehr ein Streit um Worte, als um Sachen obwalte. Die Gegner reden in ihren Schriften, wie die Freunde der Religion, von einer unendlichen Weisheit, Güte und Macht, die alles in der Welt und im Leben jedes einzelnen Menschen aufs beste geordnet hätte, so daß alles, was in der Welt geschähe, oder uns begegnete, weil es von jener Anordnung herrührete, allemal wahrhaftig das beste wäre. Sie fordern daher, wie die Freunde der Religion, Vertrauen gegen die göttliche Fürsehung, völlige Ergebung in den Willen des Schicksals, und Beruhigung unter allen Veränderungen dieses Lebens. Sie erwarten, wie die Freunde der Religion, Leben und Glückseeligkeit ohne Aufhören, weil sie den Plan dazu in der menschlichen Natur und in der ganzen Welt von einer weisen und gütigen Fürsehung gemacht finden. Sie erklären die Selbstliebe auf eine Art, wie sie die Freunde der Religion verstehen, indem sie dieselbe, mit ihrem Verlangen nach Glückseligkeit, auf die ewigen Rechte und Gesetze der Wahrheit und Tugend hinverweisen, und ihr überhaupt diejenige Denk- und Handlungsart zur hohen Pflicht machen, welche für das Privatwohl und das gemeinschaftliche Wohl die heilsamste ist. Liegen bey dem allen nicht die deutlichen Vorstellungen von der Gottheit offenbar zum Grunde, worauf alle wahre Religiösität sich gründet? — Sind Vertrauen, Ergebung in den Willen der Fürsehung, die aus diesen Vorstellungen entstehen, nicht freye Handlungen des Menschen? Ist so verstandene Selbstliebe etwas anders, als das

Wesentlichste der Religiösität? — Alles in der Welt gut finden, weil man sie für das Werk eines unendlichweisen, allmächtigen, höchstgütigen Gottes erkennet, für alle Zukunft sicher und getrost darauf rechnen, daß man es insoweit darin gut haben werde, als man selbst gut zu seyn, und sein und seines Nächsten Bestes, um Gottes heiliger Ordnung willen, zu befördern, mit der That sich befleißigen wird; — kurz, Glaube, der durch die Liebe thätig ist, das sind ja auch die wesentlichsten Stücke der Religiösität. Nenne man das *nun* Selbstliebe, oder Gottesverehrung, oder wie man sonst wolle; einen andern Geist wahrer Andacht kennen verständige Liebhaber der Religion nicht. Die Uebungen der sogenannten Andacht sehen sie nur als nothige Hülfsmittel an, jene Erkenntnisse von einer allmächtigen, weisen und gütigen Gottheit, die alles in allen wirkt, und alles für alle zum Besten schickt, in Menschenseelen zu gründen; — die Ueberzeugung, daß alles in der Welt gut sey, und durch alles unser wahres Bestes gefördert werde, eben darin immer heller und gewisser zu machen; — der Selbstliebe die rechte Richtung zu geben, — und alles das bey uns sinnlichvernünftigen Menschen so zu beleben, daß es uns unter allen Umständen dieser Zeit zur Beruhigung, und in allen Verhältnissen des Lebens zum Tugendfleiß im Gemüthe stets gegenwärtig und wirksam bleibe. Werden diese Mittel hie und da in Zweck verkehrt; betrachtet sie der unerleuchtete Mensch als das wahre Wesen der Religiositát; nun dann erkläre man solchen Gottesdienst für blinde unnütze Schwärme-

rey; aber man lasse die wahre Religiosität, die diesen Vorwurf nie verdient, zum Seegen der vernünftigen Menschenwelt in ihren Würden. Die Erfahrung wird es am besten entscheiden, welche Philosophie sich im Leben und im Sterben, als die kräftigste und heilsamste fürs menschliche Geschlecht, vor dem Richterstuhl der gesunden Vernunft rechtfertigt.

Das waren die Gedanken, mit denen ich mich bisher in der Stille getragen habe; und die ich nun hier der Beurtheilung anderer öffentlich anheimstelle. Ich wünschte nichts mehr, als daß ich dieselbe nur überall mit gehöriger Verständlichkeit vorgetragen hätte. Möchten sie dann doch dazu dienen, entweder andere zu belehren, oder mich von andern belehren zu lassen. Beydes würde meiner Absicht gemäß seyn. — Sie enthalten zugleich meine Gründe, warum ich die Zahl der Andachtsbücher, ohnerachtet aller jener Einwendungen gegen Religiösität, noch mit diesem neuen kleinen Werke vermehre. Man muß aber nicht etwa glauben, daß ich diese ganze Schrift gedachten Einwürfen hätte entgegen setzen wollen. Dazu gehörte ein ganz anderes Werk. Ich habe eben darum in diesem Vorbericht dieselben berührt, um mich in der Folge gar nicht weiter darauf einzulassen; und setze dagegen nun in der Einleitung und in den zwey ersten Abschnitten, wie es vor meinen nächsten Zuhörern geschehen muste, den Glauben an Gott schon voraus. Ueberhaupt muß man, um mich richtig zu beurtheilen, wohl bedenken, für wen dieser Unterricht hauptsächlich bestimmt gewesen,

und daß er ursprünglich zur Belehrung über die Werke der Schöpfung in Landgemeinden gegeben worden. Alsdenn wird es nicht befremden, wenn man findet, daß ich die Schriftstelle beybehalten habe; ob sie gleich mehr wie Leitfaden, als wie eigentlicher Text gebraucht wird. Man wird ferner einsehen, warum ich in die Naturbetrachtungen manche alltägliche Bemerkungen miteingeschaltet habe, und von einigen Dingen so rede, als sie in der Natur erscheinen z. B. Vom Auf- und Untergang der Sonne u. d. gl. Auch wird man sich nicht wundern, daß am Ende immer Anwendungen auf Religiosität gemacht werden; so einförmig sie auch nothwendig ausfallen musten. Alles dieses muste ich thun, um meine Absicht zu erreichen. Es kann seyn, daß man in diesen und jenen Naturbemerkungen mit mir nicht einerley Meinung sey; welches doch aber in der Hauptsache nichts verändern wird. Diese Hauptsache habe ich im dritten Stücke und im Beschluß der gegenwärtigen Schrift abgehandelt. Beydes sind beynah ganz neue Zusätze zu den mündlichen Belehrungen geworden. Ein jeder wird es ihnen auch gleich anmerken, daß sie etwas härtere Speise enthalten, als sie der vermischte Haufe einer Landgemeinde vertragen kann. Im ersten wird eigentlich der Beweis für das Daseyn und die Eigenschaften Gottes geführt; so wie im letzten die Wirkungen dieser Wahrheiten ausführlich vorgestellt werden. Wenn man also dieses vornehmlich suchen sollte, so gedulde man sich bis dahin; und dann entscheide man für sich, was

von

von dem Geist der Religiösität zu halten sey. Uebrigens bleibt es jedem Leser freygestellt, wie er über dieses kleine Buch richten will. Ich weiß, wir können nicht alle gleich denken; und bin mir auch selbst der Unvollkommenheit dieser Schrift am besten bewußt. Weder mit ihrem Inhalt, noch mit der Schreibart darin bin ich ganz zufrieden. Ich finde jenen hie und da zu weitschweifig, und diese an einigen Orten zu mahlerisch. Besonders scheint mir das Letztere in der Betrachtung über das Ganze der sichtbaren Welt begegnet zu seyn; ob ich es hier gleich nicht wohl vermeiden konnte, wenn ich den Eindruck befördern wollte, den die wahrhaftig schöne Welt billig auf uns machen muß. Lange genug hat diese Schrift fertig gelegen, ehe ich es wagen wollte, sie in den Druck zu geben, und sie würde gewiß ewig ungedruckt geblieben seyn, wenn eitle Autorsucht mich dazu hätte bewegen sollen. Blos meine innigste Freude an der Religion bestimmte mich dazu. Die Religion ist mir so lieb, daß ich ohne sie mein Daseyn lebenslang betrauern würde. Sicherlich sind derer noch mehrere, die etwa so denken; und denen wird es immer willkommen seyn, auch hier einige Gründe für die gute Sache beysammen zu finden. Wenn denn auch nur Einer oder der Andere dadurch in derjenigen Ueberzeugung gefördert würde, welche in diesem Buche aus mir selbst redet, so würde ich mich bey dessen Herausgabe schon belohnt genug halten. Und wenn es einsichtsvollern Menschen Anlaß geben sollte, die Sache in ein helleres Licht zu stellen, an der die besten Köpfe

der

der Vorwelt schon Jahrtausend ihre Denkkraft geübt haben, die von Vernünftigen nicht oft genug untersucht werden kann, und welche ewig unsers Geistes wichtigstes Studium bleiben wird, so wollte ich jenen würdigen Menschen mit froher Seele danken; und nicht einen Augenblick trauern, daß diese meine kleine Arbeit darüber gleich in Vergessenheit geriethe.

Geschrieben im August 1783.

Inhalt.

Inhalt.

Einleitung. 49.

Der unbekannte Gott aus bekannten Dingen in der sichtbaren Welt. 67.

I. Die sichtbare Welt im Ganzen, blos nach ihrer Aussenseite. 67

II. Einige bekannte Dinge in der sichtbaren Welt. 76.

Das Licht, vornehmlich die Sonne. 76

Der Himmel, oder die Luft. 89

Die Wolken. 97

Das Gewitter. 105

Der Wind. 113

III. Der innere Zusammenhang dieser Dinge in der sichtbaren Welt und ihre gemeinschaftliche Wirksamkeit zu einem Hauptzweck.

Beschluß.

Ein-

Einleitung,

nach

Psalm 104. v. 1.

Lobe den Herrn, meine Seele. Herr, mein Gott! — verglichen mit v. 33 — 35. Ich will dem Herrn singen mein Lebenlang, und meinen Gott loben, so lange ich bin. u. s. w.

Der natürliche Beruf des Menschen zur Religion.
(Gottesverehrung.)

Hier sind wir, und um uns her so viel andere Menschen, und wir wissen gewiß, daß wir mit allen diesen vorhin nicht gewesen sind. Wir befinden uns zusammen in einem grossen Weltgebäude, das nicht von Menschen aufgeführt ist; darein sind wir alle ohne unser Zuthun gesetzt worden. Nichts dünkt uns nothwendiger zu seyn, als daß das menschliche Geschlecht einen Urheber, die Welt einen Herrn haben müsse. Und das schallet aus der ganzen Menschenwelt wieder. Alles darin redet von einem gemeinschaftlichen Vater der Menschen, von einem unsichtbaren Oberherrn der Welt, den man in unsrer Sprache Gott nennet, und verehret denselben.

Unter den Umständen ist es uns wohl nicht zu verdenken, wenn wir ein aufrichtiges Verlangen haben, diesen Gott recht kennen zu lernen, um ihn auf eine würdige Art zu ver-

ehren. Ein Kind sucht, sobald es zur Welt gebohren wird, mit lautem Geschrey eine Mutter; ein verständiger Mensch, den man in ein unbekanntes Haus bringt, frägt, wer der Herr desselben Hauses sey? So natürlich das Erste, und so vernünftig das Andre ist; eben so natürlich und vernünftig ist die Sehnsucht denkender Menschen nach näherer Bekanntschaft mit Gott, dem Urheber ihres Daseyns und Herrn ihrer Welt. Wenn es auch nur blos möglich wäre, daß wir von Gott etwas wissen könnten, so könnte es uns für *keine eitle* Neubegierde erklärt werden, daß wir nach ihm forscheten. Und ließe sich wirklich durch alles unser Forschen nichts von ihm herausbringen, so hätten wir mehr Ursache, darüber Lebenslang zu trauren, als frühverwaysste Kinder über den Verlust ihrer leiblichen Eltern. Denn ohne Gott hätte die Welt keinen Herrn, das menschliche Geschlecht keinen Vater; und ein Gott, von dem wir gar nichts wüsten, wäre für uns nicht viel besser, als kein Gott. Wie traurig stünde es aber dann um uns, die wir nachdenken, in einer Herrn- und Vaterlosen Welt! Diese bliebe uns doch immer ein fremdes Haus, worin wir niemals recht sicher seyn könnten, und so wären wir bey völligem Bewustseyn weit unglücklicher daran, als ein erstgebornes Kind, das von seiner unmenschlichen Mutter hingeworfen wird und, ohne sich seiner bewust zu seyn, nach wenigen übeln Stunden wieder umkömmt.

Das haben auch nachdenkende Menschen von jeher eingesehen. Davon zeugen die mannigfaltigen Versuche, die man zu allen Zeiten gemacht hat, dem Grundherrn aller Dinge nachzuspüren. Vorzüglich haben sich die Menschen

aus Betrachtung der Welt nähere Kenntniß von ihrem Urheber zu verschaffen gesucht. Ein bekanntes Beyspiel hievon haben wir an dem ehemaligen Israelitischen Könige David. Der Mann war, laut der Nachricht, die die Bibel von ihm aufbehalten hat, in seinen jungen Jahren ein Viehhüter gewesen und hernach ein berühmter König des Volks Israel geworden. Während seines Hirtenstandes hielt er sich, wie dieser Stand es mit sich bringt, die meiste Zeit unter freyem Himmel auf. Bey dieser Gelegenheit war er immer achtsam auf die Dinge draussen in der Welt. Er besaß guten natürlichen Verstand und ließ sich von dem göttlichen Geiste regieren. Es konnte also nicht fehlen, daß er auf diese Weise manche schöne Bemerkungen an den Werken in der Welt machte. Endlich lernte er Gott in allen diesen Dingen wahrnehmen. Dies rührte ihn so stark, daß er sich nicht enthalten konnte, seine Bemerkungen und Empfindungen darüber auch andern mitzutheilen. Zu dem Ende verfertigte er Lieder oder Psalmen, in welche er dieselben zum Unterricht für andere kurz zusammen faßte; und unter denen besonders sein 104ter Psalm ein sehr vortrefliches Lied ist.

Diesem Beyspiel anderer verständigen Menschen wollen wir folgen, und auch einen Versuch machen, Gott aus den Werken der Welt zu erkennen, um uns dadurch zur Verehrung desselben zu ermuntern. Um uns aber von diesem unserm Vorhaben genugthuende Rechenschaft geben zu können; müssen wir zuvor über uns selbst, und über unsre Absicht noch ein wenig weiter reden. Der vorgedachte Psalm, den wir zum Leitfaden nehmen wollen, wird uns hiezu das

nöthige an die Hand geben; wenn wir dessen Eingang mit seinen Schlußworten zusammen halten, und beyde genauer untersuchen.

Der Eingang ist eine Selbstermunterung seines Verfassers, und lautet also: „Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott u. s. w.„ **Seele**, wenn dies Wort vom Menschen gebraucht wird, bedeutet oft den Menschen selbst, so wie er da ist. Man sagt z. B. der Ort enthalte so oder so viel Seelen; und versteht darunter überhaupt die Menschen, die an dem Orte wohnen. Oefters aber bezeichnet man auch mit diesem Worte insonderheit blos dasjenige im Menschen, welches eigentlich in ihm lebt, und das Vermögen besitzt, zu empfinden, zu denken, zu wollen, und die äußerlichen Glieder des Leibes zu regieren. Diese Bedeutung hat das Wort ohnstreitig in dem Ausspruch: „fürchtet euch nicht vor denen, die den **Leib** tödten, und die **Seele** nicht mögen tödten; denn darinn wird des Leibes und der Seele als zweyer verschiedener Stücke bey dem Menschen gedacht. Daß so etwas in uns da sey, muß ein jeder von sich selbst wissen. Wir leben, wir empfinden, wir denken, wir fassen alle Entschliessungen, und suchen diese durch gewisse Bewegungen des Körpers auszuführen; das alles ist unläugbar. Es muß also doch zu dem allen in uns eine Kraft seyn, irgend etwas, von dem Leben, Empfinden, Denken, Wollen und Handeln bey uns ausgeht, und darin es sich wieder endigt; es mag bestehen, worin es wolle. Dies lebendige, thätige Wesen in uns kann auch mit unserm äusserlichen Menschen nicht völlig einerley seyn. Denn diese

Hände

Hände und Füße haben offenbar für sich selbst kein Leben, kein Vermögen, sich eigenmächtig zu bewegen; sollen sie bewegt werden, so muß ich erst Leben hereinbringen; oder sie in Bewegung setzen. Dagegen könnten mir diese Glieder abgenommen werden, ohne daß damit zugleich meine Lebenskraft nothwendig aufhörete. So sind es auch nicht diese Hände und Füße, diese durch Speise und Trank aus Fleisch, Adern und Knochen nach und nach gebildeten Theile, welche für sich empfinden, denken und wollen. Meine Augen sehen nicht, sondern ich sehe durch die Augen; meine Ohren hören nicht, sondern ich höre durch die Ohren; meine Hände handeln nicht, sondern ich handele vermittelst der Hände u. s. w. Denn woher käme es sonst, daß die sehenden Augen alsdenn nichts sehen, wenn ich eben mit meinen Ohren auf etwas achtsam horche; und wiederum die hörenden Ohren nichts hören, wenn ich mit meinen Augen auf etwas scharf sehe? Die äusserlichen Glieder müssen also nur die Werkzeuge seyn, deren wir uns bedienen; wie ein Künstler in seiner Werkstätte sich der darin befindlichen Werkzeuge bedient. Was wir durch den Gebrauch derselben erhalten, als die mannigfaltigen Empfindungen und Gedanken, die uns mit Hülfe der körperlichen Glieder zu Theil werden, das geht daher auch diese weiter nichts an. Wir, die wir in diesen Körpern wohnen, beschäftigen uns allein damit; wir befinden uns bey den Empfindungen und Gedanken wohl oder übel; wir suchen sie im ersten Fall aufzubewahren oder im andern wieder loszuwerden; unterdessen bleiben die Glieder des Leibes so lange unthätig, bis wir sie wieder in Arbeit

 setzen

setzen. Diese unsre vernünftige Natur nennt man vornämlich Seele. Man mag nun das Wort nehmen, in welcher Bedeutung man wolle, so ist so viel gewiß: Wir Menschen sind im Stande, die Dinge um uns her zu empfinden, über ihre Beschaffenheit vernünftig nachzudenken, daraus die Beschaffenheit ihres Urhebers abzunehmen, und dadurch Gesinnungen und Entschliessungen in uns zu befördern, welche weiter in unsre Handlung übergehen. Dies ist ein Vorzug des vernünftigen Menschen vor allen übrigen bekannten Geschöpfen hier auf Erden. Den können wir nicht umsonst bekommen haben. Es muß vielmehr ein Theil unsers Berufs seyn, daß wir auch auf das, was um uns steht und vorgeht, merken sollen; um uns daraus mit dem Urheber desselben bekannt zu machen, und der Erkenntniß gemäß zu denken und zu handeln. Wir haben mithin schon in dieser unsrer Natur einen Grund, Kraft dessen wir uns gereizt fühlen, und selbst ermuntern müssen; nicht gedankenlos mitten unter den Gegenständen, die uns umringen, hinzugehen; sondern unsre Betrachtung zu jener Absicht mit Fleiß darauf zu richten. —

Nun ist hier vor uns die Welt. In derselben giebts so vieles zu sehen, zu hören, zu denken. Wir, die wir Augen zu sehen, Ohren zu hören, und auch das Vermögen über das, was wir sehen und hören, vernünftig nachzudenken, besitzen, sind mitten darin. Gewisse Dinge rühren uns darin besonders alle recht stark. Z. B. Sobald wir am Morgen aufgestanden sind, und zur Hausthüre hinaus treten, haben wir den hohen Himmel und den weiten Erdboden

boden in den Augen. Sind wir den Tag über drauſſen im freyen Felde, ſo ſehen wir da vor uns die Sonne auf- und untergehen. Wir ſehen von oben her Regen auf die Erde herabfallen. Wir hören da den Wind um unſre Ohren brauſen, und den Donner über uns rolleu, ſo daß manchmal davon der Erdboden unter unſern Füßen bebt. Wir haben da die wundervollen Abwechſelungen des Sommers und Winters, und was dadurch zum Nutzen der Menſchen und des Viehes hervorgebracht wird, gleichſam aus der erſten Hand. Dieſe und dergleichen Dinge ziehen ſchon von ſelbſt unſre Aufmerſamkeit auf ſich und geben gewöhnlich zu Unterredungen der Menſchen Anlaß. Dann verdienen ſie ſelbſt ſchon, daß wir ſie mit Verſtand betrachten lernen. Aber wenn wir ſie auch ſo betrachten, ſo werden wir ſicherlich denjenigen daran wahrnehmen, der ſie darſtellet. Das Werk verräth doch immer ſeinen Meiſter, ſollten ſo groſſe und ſo viele Werke nicht ihren unſichtbaren Urheber verrathen? Man ſieht bald an der innern Einrichtung eines menſchlichen Hauſes, wie derjenige geſinnet ſey, welcher demſelben fürſtehet; ſollte aus der Einrichtung des groſſen Weltgebäudes nicht die Denkungsart deſſen, der demſelben fürſteht, zu erſehen ſeyn? — Das iſt nicht zu bezweifeln. Freylich werden wir daraus ihren Urheber nicht ganz erforſchen können. Schon dieſe Werke ſind ſo beſchaffen, daß ſie kein Menſch völlig ergründen kann. O! welch eine Tiefe des Reichthums beyde der Weisheit und der Erkenntniß Gottes. Wie gar unbegreiflich ſind ſeine Gerichte (Plane) und wie unerforſchlich ſeine Wege (Ausführung derſelben); ſo müſſen die weiſeſten

Menschen ausrufen, wenn sie sich nur mit ihren Untersuchungen an die Werke Gottes machen. Immer finden sie darin unergründliche Tiefen, wovor der menschliche Verstand mit seinem Forschen stille stehen muß. Wie viel mehr muß uns der Urheber dieser Werke noch in vielen Stücken unbegreiflich bleiben. Allein, wenn wir denn auch nur so viel daraus erkennen sollten, daß wir aus wahrer Ueberzeugung sagen können: von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge, und unser Herz sich gedrungen fühlt, hinzuzusetzen, *ihm sey Ehre in Ewigkeit* — so muß uns diese Einsicht schon sehr nützlich seyn.

Das werden wir begreifen, sobald wir nun nur weiter bedenken, was man unter Gott verstehe. Hier im Psalm wird er **Herr** genannt, wie der Beysatz im folgenden: „Herr, mein Gott!„ beweiset. Gott bekommt schlechtweg den Namen, Herr, weil er das im eigentlichsten und höchsten Verstande allein ist. Man denkt sich nämlich unter ihm das ewig daseyende, lebendige, höchst verständige und allgütige Wesen, durch welches alle andere Dinge gewirkt werden und bestehen. Nach dieser Vorstellung hat er keinen Höheren über sich, von dem er abhängig wäre; dagegen ist die ganze Welt mit allem, was drinnen ist, sein Werk und sein Eigenthum, womit er schalten und walten kann nach seinem Wohlgefallen. Er ist also in der That nur Alleinherr. Als solcher ist er denn auch unumschränkter Beherrscher aller übrigen sogenannten Herren, oder, wie er ganz richtig beschrieben wird, der Alleingewaltige, der König aller Könige und Herr aller Herren. Das ist Jehovah, ist Gott, und darum

kommt

kommt ihm mit Recht der Name Herr ausschliessungsweise zu. — Dieses Wesen ist ohnstreitig an sich des Nachforschens aller derer würdig, welche ihm nachforschen können, und in seiner Welt leben. Es ist offenbar der höchste Gegenstand des Denkens, und darum schon muß es der Vernunft zur Ehre gereichen, ihre Denkkraft an ihm zu versuchen. Allein es ist noch etwas dabey, das uns den Oberherrn der Welt noch kennenswürdiger macht. Dies führt sich der Psalmist zu Gemüthe; indem er den Herrn über alles zugleich so anredet: „Herr, **mein Gott**.„ Der Allerhöchste ist auch der Gott eines jeden Menschen. Ein jeder hat von ihm sein Daseyn, seinen kunstvollen Leib, seine denkende Seele, sein fühlendes Herz, jede frohe Stunde seines Lebens; und ein jeder hängt von demselben mit seinem ganzen Wohl und Weh nun und in Ewigkeit ab. In diesem genauen Zusammenhang, worin der vernünftige Mensch mit dem Oberherrn der Welt steht, wird das Verlangen nach möglichster Bekanntschaft mit ihm, bey der unläugbaren Fähigkeit, ihn aus den Werken der Welt zu erkennen, gewissermassen wahrhaftig ein Naturtrieb. Denn wer ersieht nicht aus dem allen sogleich, wie viel der Mensch gewinnen müsse, wenn er sich von dem Daseyn und der vortreflichen Beschaffenheit eines solchen Wesens, das zugleich ihn selbst so nahe angeht, aus Betrachtung der Welt recht überzeugt hat? — Um in der Welt ruhig zu leben, muß man sich nothwendig zu dem Herrn derselben alles Gutes zu versehen wissen. Weiß man aber das auch, daß man sich wirklich zu ihm dessen versehen könne, so läßt sichs empfinden, daß dies die seligste

Beruhigung schaffen müsse. Wenn der Mensch selbst erkennt; es ist ein Gott, ein höchstweises, allmächtiges und grundgütiges Wesen da, und das ist nicht fern von einem jeden unter uns: so muß es ihm, so zu sagen, erst recht wohl hier in der Welt werden. Wenn er einsieht, daß dieser Gott alles weislich ordnet, so muß er nothwendig in allen Stücken mit ihm zufrieden seyn. Wenn er gewahr wird, wie Gott wirklich durch Sonnenschein und Regen, durch Donnerwetter und Sturmwinde zum Besten aller gleichsam *mit den* Menschen um die Wette arbeitet, so muß er erst recht froh leben, wenn es für ihn Freude giebt; aber auch den Muth da nicht sinken lassen, wo es in der Welt Gottes vor Menschenaugen schlimm aussieht. Er muß dann mit wahrem Heldenmuthe denken können: Da ich dich habe, o Gott! da ich von deiner nahen Gegenwart in allen Dingen überzeugt, und deiner Liebe gegen mich versichert bin; so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist du doch noch meines Herzens Trost und mein Theil. Das kann der lebendige Glaube an Gott wirken; und das hat auch der Psalmist an sich selbst erfahren.

Dieser Glaube wird und muß aber auch noch seine Kraft auf eine andere Weise in den Gesinnungen und in dem Verhalten des Menschen wirksam beweisen. — Der Psalmist ermuntert sich selbst also: Lobe den Herrn, meine Seele. Lob oder **Verehrung** Gottes begreift die ganze Art zu denken und zu handeln in sich, welche bey vernünftigen Geschöpfen aus richtiger Einsicht in die Denk- und Handlungsart Gottes, ihres gemeinschaftlichen Urhebers, entspringet.

Es

Es ist vorher gezeigt worden, daß der Mensch, kraft seiner vernünftigen Natur, die herrliche Beschaffenheit der Werke in der Welt erkennen könne. Mit dieser Erkenntniß sind schon bey ihm gewisse Empfindungen und Gesinnungen unzertrennlich verbunden. Indem er darin lauter Ordnung, Schicklichkeit und Wohlthätigkeit bemerkt, so regen sich in ihm Wohlgefallen, Bewunderung und Hochachtung in Ansehung dieser Dinge; welche Empfindungen bey ihm in dem Grade zunehmen, als ihm darüber immer mehr Licht aufgeht. Er kann aber auch daraus als ein vernünftiges Wesen, zugleich die Weisheit, Macht und Güte ihres unsichtbaren Urhebers abnehmen, und in der vortreflichen Denkungsart desselben den eigentlichen Grund ihrer Vortreflichkeit finden. Dies leitet dann die Empfindungen des Wohlgefallens, der Bewunderung und Hochachtung, die er sich bey Betrachtung der herrlichen Weltwerke nicht erwehren konnte, von diesen, auf ihren vortreflichen Schöpfer hin; und er fühlt nun gegen denselben das noch weit stärker, und mit einer gewissen Zärtlichkeit, was er schon gegen jene empfand; zumal da er eben in der vortreflichen Beschaffenheit dieses Wesens, das alles in allen wirkt, auch sein eignes Daseyn und Wohl gegründet sehen muß. Das geht weiter sehr natürlich in die Handlungsweise des Menschen über. Er mag das, was er von dem vortreflichen Urheber so herrlicher Werke denkt und empfindet, auch gern durch sein Reden und Thun äußern; theils um sich selbst zu gestehen, daß er von demselben denke und empfinde, was man von ihm nach der Wahrheit denken und empfinden müsse; theils um

in seinen vernünftigen Mitgeschöpfen ähnliche Gedanken und Empfindungen zu befördern. Dies läßt sich durch dieses Loblied des Psalmisten auf Gott sehr gut erläutern. Hierin erzählt derselbe voll freudiger Bewunderung, was er in der Welt so herrlich fand. Zuerst redet er v. 1—4. von den Werken über uns unter dem Himmel. Alsdenn gedenkt er der Werke auf dem festen Lande v. 5—24. Und zuletzt berührt er auch einige Werke, die im Wasser sind, v. 25—32. Unter diesen drey Stücken, Himmel, Erde, Meer *und alles*, was drinnen ist, verstehet man gemeiniglich die ganze *Welt*, daher der Weltschöpfer öfters als derjenige umschrieben wird, welcher Himmel, Erde, Meer und alles, was drinnen ist, gemacht hat. Vor allen diesen Dingen stellt der Psalmist hier Gott als den eigentlichen Urheber vor, zeigt, mit welcher Weisheit, Macht und Güte Gott sie alle geordnet habe, und bewundert, und erhebt Gott laut vor andern Menschen, wegen dieser großen Eigenschaften. Das ist es, was man zunächst; Gott loben, oder verehren, heißt; Nämlich in allen Dingen Gott als den wahren Urheber denken, in allen und bey allen Dingen Gottes Weisheit, Macht und Güte erkennen, darüber Freude, Bewunderung und Hochachtung gegen ihn empfinden; und diese Gedanken und Empfindungen vor der Welt kund werden lassen, um solche unter den Menschen allgemeiner zu machen. Dies macht aber noch nicht die ganze Sache der Verehrung Gottes an dem Menschen aus. Wir haben schon gehört, daß die Erkenntniß, die verständige Geschöpfe von der Denk- und Handlungsart ihres Schöpfers aus Betrachtung seiner Werke

erlan-

erlangen, in ihre eigne ganze Denk- und Handlungsart Einfluß habe, und auch haben müße. Sehen wir den Beschluß dieses Lobliedes des Psalmisten an, so finden wir darin auch dasjenige, welches noch zu der Verehrung Gottes gehört, und gerade die Hauptsache dabey ist. Nachdem der Psalmist die Werke Gottes betrachtend durchgegangen, von ihrer durchgängigen Güte und Vortreflichkeit überzeugt, und darüber voll der freudigsten Bewunderung und lautesten Hochachtung ihres Schöpfers geworden war, so kommt er am Ende wieder auf sich selbst zurück, woher er vor allen andern Dingen zuerst ausging. Hier erklärt er sich über die Wünsche und Vorsätze, welche die mit Gott, durch Beschäftigung mit desselben Werken, gemachte Bekanntschaft in seinem Gemüthe erweckt, und für das ganze übrige Leben befestigt hätte. Forderte er sich v. 1. auf — Lobe den Herrn, meine Seele; so heißt es nun v. 33—35. also: „Ich will dem Herrn singen mein Lebenlang, und meinen Gott loben, so lange ich bin. Meine Rede müße Ihm wohlgefallen. Ich freue mich des Herrn. Der Uebelthäter müsse ein Ende werden und die Gottlosen nicht mehr seyn.„ Seine Wissenschaft von Gott, die er aus Betrachtung der Weltwerke gesucht und erhalten hatte; war also kein vorwitziges Nachgrübeln, seine Verehrung Gottes nicht etwa ein müßiges Erkennen, Empfinden, Bewundern und wörtliches Erheben; welches freylich dies Geschäft verwerflich machen würde. Nein! er selbst wollte nun mit seinem ganzen Leben Gott verehren. — Eben durch die lebendige Ueberzeugung von der herrlichen Beschaffenheit aller Werke

in

in der Welt, und der daraus wahrgenommenen noch größeren Vortreflichkeit ihres Urhebers gerührt, setzte er sich jetzt selbst das Wohlgefallen Gottes zum Ziel aller seiner Bestrebungen, um sich desselben immer erfreuen zu können. Er sahe nun nur Uebelthaten und Gottlosigkeit unter vernünftigen Menschen noch als die einzigen wahren Verunstaltungen der sonst durchaus schönen Werke Gottes an. Er empfand daher über jene das innigste Mißfallen, und wünschte durch sein frommes, tugendhaftes Verhalten *solche* Verunstaltungen nach und nach immer mehr wegschaffen zu können, damit die Menschenwelt mit den übrigen Werken der Schöpfung ein vortrefliches, harmonisches Ganzes ausmachte. Dahin führte den Psalmisten seine Bekanntschaft mit Gott; dies sollte seine lebenswierige Verehrung Gottes seyn.

Und das ist nun hier auch unser Vorhaben und die Hauptabsicht, wozu wir uns in Betrachtungen über die Werke in der Welt einlassen wollen. Ein jeder wird es sich darnach selber sagen können, ob dieses Vorhaben, blos nach den in den Worten des Psalmisten enthaltenen Wahrheiten betrachtet, nicht auf triftigen Gründen beruhe? — Wir müssen zugeben; wir sind als vernünftigdenkende Geschöpfe fähig, die Vortreflichkeit der Werke Gottes, die um uns hergestellt sind, zu empfinden, und darin die vortreflichen Eigenschaften ihres unsichtbaren Urhebers wahrzunehmen. Wir müssen zugeben; es strahle uns bey einiger Aufmerksamkeit auf die vor unsern Augen stehende Welt, die Vortreflichkeit ihres Urhebers von allen Seiten so stark entgegen, daß wir dadurch innigst gerührt werden. Wir können nicht läugnen,

daß

daß wir auch im Stande sind, die Gedanken und Empfindungen, die dadurch in uns entstehen, durch unser Verhalten zu äußern, und unsre vernünftige Mitgeschöpfe zu gleichen Gedanken und Empfindungen aufzurufen; ja es sey uns nichts natürlicher, als daß das in unser Aeußeres übergehe, wovon unser Herz erfüllt ist. Kann hier noch erst die Frage seyn, ob wir zu dem allen in unsrer Natur Beruf haben! — Man bedenke weiter, was der Psalmist bedachte, indem er sich von dem in sich gekehrten Blick an den hohen Gegenstand seines Lobes selbst wandte, die Welt um sich her, und sich selbst zu vergessen schien, und Gott gleichsam ganz ins Auge faßend, mit froher Seele also ausbrach: Herr, **mein** Gott! — Man bedenke, sage ich, wie nahe uns alle der Herr angehe, den die Weltwerke so laut verkündigen. Wir alle müssen doch, ein jeder für sich bekennen; Der Herr Himmels und der Erden ist auch **mein** Gott. Ihm habe ich es zu verdanken, daß ich da bin. Er bereitete mir diesen Leib mit nützlichen Gliedern. Er machte mich zu einem denkenden Menschen und gab mir dieses empfindsame Herz. Er setzte mich in seine vortrefliche Welt, und legte mir darin seine Weisheit, seine Macht und seine gütige Gesinnung so nahe, daß ich ihn nach diesen seinen vortreflichen Eigenschaften allenthalben finden und fühlen kann. Jedes wahre Gute, dessen ich mich freue, jede frohe Bewegung meiner Seele ist ursprünglich eine Wirkung seiner väterlichen Güte. — Haben wir hierin noch keine Ursache, uns um **unsern** Gott zu bekümmern? — Man nehme endlich die Hauptsache der wahren Verehrung Gottes

hinzu, welche durch die Erkenntniß desselben gewirkt und befördert werden kann und soll: Die innigste Freude, einen solchen Gott über sich zu wissen und in allen Dingen mit Bewunderung und Hochachtung zu denken; die seligste Beruhigung, mit der Ueberzeugung in der Welt zu leben, daß sie einen allmächtigen, höchstweisen und allgütigen Herrn habe; die kindliche Anbetung seiner liebenswürdigen Denk- und Handlungsart; der zärtliche immer rege Eifer, ihm darin ähnlich zu werden, um sich seines Wohlgefallens zu erfreuen; der ernstliche, feste Vorsatz, Uebelthaten und Gottlosigkeiten zu verabscheuen, selbst gut und in guten, wohlthätigen Werken stets fleißig zu seyn, um seinem Gott, seinem ewigen Vater unter seinen vernünftigen Mitgeschöpfen Ehre zu machen. — Ist in dem allen etwas, dessen wir uns schämen dürfen? — etwas, davon sich ein vernünftiger Mensch aus irgend einer Ursache lossagen könnte? — Dann müßte es uns mehr Ehre seyn, wenn wir vernünftige Menschen unsre Augen vor der herrlichen Welt niederschlügen, und, indem wir mitten unter den Werken Gottes hinwanwandelten, ohne uns um ihn zu bekümmern, der sie uns vor Augen stellet, und wie das vernunftlose Vieh, blos auf Leibespflege dächten, uns geflißentlich zu diesem mit unsern Gedanken herabhielten. Es müßte dann mehr Ehre seyn, wenn wir uns entweder an Uebelthaten und Gottlosigkeiten belustigten, den Uebelthätern und Gottlosen frech beyträten, die schöne Welt Gottes durch Frevelthaten, so viel an uns ist, verunstalteten, oder doch wenigstens den Herrn unsers lebendigen Odems dreist verläugneten, die Empfindungen der

Bewun-

Bewunderung und Hochachtung für denselben bey uns sorgfältig unterdrückten, und uns gegen den Urheber und unaufhörlichen Wohlthäter unsers Daseyns gleichgültig bewiesen. — Welcher Mensch kann das ohne die traurigste Verrückung seines Verstandes glauben? — Welcher Vernünftige das wirklich thun, ohne sich dadurch zugleich zur wahren Mißgeburt in der vernünftigen Schöpfung zu machen? —

O! meine Seele mache du dich solcher verkehrten Denk- und Handlungsart nie schuldig. Du hast auch die Fähigkeit, was wahrhaft herrlich ist, einzusehen. Aus den herrlichen Werken in der Welt wird es dir klar genug, was für ein vortrefliches Wesen derjenige seyn müsse, der sie dargestellet. Du hast auch ein Herz, daß das Große und Vortrefliche zu empfinden im Stande ist. Sobald du deine Augen mit Verstand öfnest und die Welt um dich her betrachtest, empfindest du gerührt die Größe und Vortreflichkeit ihres unsichtbaren Urhebers. Du bist auch fähig, die Empfindung der Freude der Bewunderung und Hochachtung, die sich dabey in dir so natürlich und so stark regt, vor deinen vernünftigen Mitgeschöpfen zu äußern, und in ihnen dadurch ähnliche Empfindungen zu erwecken.

Thue, was dieser deiner vernünftigen Natur so gemäß ist. Erkenne, empfinde und preise gern vor aller Welt die Größe und Vortreflichkeit des Grundherrn aller Dinge. Er ist und bleibt auch dein Gott. Er rief dich ins Leben hervor. Er beseeliget dein Leben durch tausendfältige Wohlthaten. Er gab dir den vernünftigen Geist und das empfindsame Herz, damit du ihn zu deiner eignen Freude finden

und fühlen, und seinen großen Namen mit deinen verständigen Mitgeschöpfen froh erheben könntest. Freue dich seiner! Schaue zu dem Ende durch alles erfreuliche, das dir in der Welt vorkömmt, immer im Geist hindurch bis auf ihn, von dem es ursprünglich herrührt. Lerne auch in Gottes Welt alles **gut** finden, außer Uebelthaten und Gottlosigkeiten. Diese nur sieh' mit inniger Betrübniß an; diese nur wünsche, gleich allen würdigen Menschen, von Herzen weg aus Gottes unverbesserlichen Werken; und bedaure diejenigen, welche noch daran Gefallen haben, als die unglückseligsten unter deinen Mitbrüdern. Vor allen und nach allen Dingen komm aber auf dich selbst zurück. Prüfe oft vor Gott, wie deine eigene Gesinnung und Aufführung beschaffen sey, damit du wissest, wie weit du selbst **gut** seyst. Erneure mit jedem neuen Lebenstage, den Gott dir schenkt, den edelsten Vorsatz, den Herrn deinen Gott beständig zu ehren; und ehre ihn auch vornämlich dadurch, daß du mit unermüdetem Eifer darnach trachtest, selbst **gut** und immer besser zu werden. Und wenn du dirs bewust bist, daß du ihn also aufrichtig zu ehren suchest; o dann empfinde froh das Glück, sich selbst mit unter denen Werken Gottes zu denken, von welchen mit Wahrheit gesagt werden kann: Der Herr hat Wohlgefallen an seinen Werken; denn siehe, sie waren alle sehr gut. So lobe den Herrn, deinen Gott, meine Seele, dein Lebenlang.

Der

Der unbekannte Gott, aus bekannten Dingen in der sichtbaren Welt.

(I. Die sichtbare Welt im Ganzen blos nach ihrer Aussenseite.

Psalm 104. v. 1.

„Du bist sehr herrlich, du bist schön und prächtig geschmückt.„

Wir sehen, wo wir die Augen hinwenden, mannigfaltige Dinge, von denen wir mit unsern Sinnen nirgends den Urheber entdecken. Schauen wir über uns, so erblicken wir dort den Himmel mit Sonne, Mond und Sternen 2c. Richten wir unsre Betrachtung gerade vor uns hin, so haben wir da die Erde, und auf derselben Land und Wasser, Berge und Thäler und so vielerley andere Dinge vor Augen.

Wir mögen seyn, wo wir wollen, immer kommen uns solche Dinge zu Gesicht, deren Urheber wir nicht sehen. Alle diese Dinge zusammengenommen nennen wir hier die sichtbare Welt, und die wollen wir in einigen Theilen näher betrachten, um daraus, mit Hülfe eines vernünftigen Nachdenkens, den kennen zu lernen, der sie darstellet. Ehe wir aber dieses oder jenes einzelne Ding in der sichtbaren Welt in nähere Betrachtung ziehen, bleiben wir billig ein wenig vor dem Ganzen stehen, und werfen zuerst darauf einen aufmerksamen Blick. Wir sehen also die sichtbare Welt im Ganzen an. Wie finden wir sie da? — Ohne Zweifel fällt einem jeden sogleich die erstaunliche Größe, die vortrefliche Ordnung, die reitzende Schönheit und Pracht des ganzen Weltgebäudes gewaltig auf.

Es ist ein unermeßlich großes Werk, die Welt, die uns vor Augen steht. Wir mögen sie nach ihrem Umfang oder nach der Menge der darin enthaltenen Dinge betrachten, so müssen wir ihre erstaunliche Größe empfinden. Wer sich an einem hellen Tage, wenn der Himmel überall von der Sonne erleuchtet ist, oder an einem heitern Abend, wenn unzählige Sterne daran schimmern, auf einen hohen Berg stellet, und von da um sich schauet, so weit er sehen kann; der findet, daß die Welt sich in die Länge und in die Breite, in die Höhe und in die Tiefe nach allen Seiten hin ohne Ende ausdehnet.

Da wo das menschliche Auge nicht weiter reicht, fangen noch immer andere Werke an, die hinter sich wieder andere vermuthen lassen. Keines Menschen Gesicht, wärs auch das schärfste und mit den besten künstlichen Sehröhren ausgerüstet gewesen, hat noch

irgendwo in dem Weltgebiethe Gränzen absehen können. In der That läßt sich auch ein wirkliches Ende desselben von dem Menschen nicht denken. Wer es unternehmen wollte, bloß mit seinen Gedanken den ganzen weiten Weltraum durchzugehen, dessen Verstand würde eher erliegen, als daß er sich da oder dort ein Aufhören der Welt nur als möglich vorstellen könnte. Von so unbegreiflich großem Umfang ist die Welt. Eben so groß ist sie auch in Ansehung ihres Inhalts. Man nehme blos die Dinge, die darin am häufigsten zu sehen sind: Am Himmel das Heer der Sterne; hier auf Erden alle die vielen Städte und Dörfer voller Menschen, — die großen Heerden vierfüßiger, zahmer und wilder Thiere — die Schaaren unzähliger Vögel und Gewürme — die vielen tausend Pflanzen und Bäume — die Menge Steine — den Sand am Meer — den Vorrath Wassers — die Gewässer voller Fische ꝛc. Dieß und was sonst in der ganzen Welt sichtbar ist, giebt schon, wenn man es zusammen denken will, eine so ungeheure Summe von Dingen, die nicht auszusprechen ist.

Bey dem allen herrscht in diesem grossen Werke eine unverbeßerliche Ordnung. Wir haben jetzt bemerkt, wie viel und mannigfaltig die Dinge sind, die man in der Welt sieht. Diese Mannigfaltigkeit erstreckt sich über alle Theile der sichtbaren Welt. Jedes Ding darin hat seine eigene Natur, seine besondere Stelle, seine besondere Verrichtung. Ein anderes Ding ist z. B. die Sonne, wieder ein anderes die Wolken und die Erde ꝛc. Jene steht hoch über den Wolken, und diese schweben niedriger über dem Erdboden. Das Geschäft, welches die Sonne verrichtet,

ist von dem Geschäfte der Wolken und des Erdreichs ganz verschieden. Betrachtet man diese verschiedene Dinge neben einander, und vergleicht auch ihre Veränderungen, die sie zusammen verursachen, so scheinen sie dem ersten Anblick nach ohne alle Ordnung durcheinander zu stehen und zu gehen. Zu einer Zeit z. B. ist es in der Welt, so weit wir sie sehen, ganz helle: man nennt es Tag. Alsdann sieht man über sich an dem blauen Himmel das Sonnenlicht in vollem Glanze. Vor uns auf dem Erdboden erblicken wir hier weite Ebenen, die eine Aussicht über Städte und Dörfer tief ins Land hinein geben. Da erheben sich wieder vor unsern Augen hohe Gebirge, deren Gipfel bis in die Wolken hinaufragen. Unten zwischen den Bergen wälzen sich rastlose Ströme, die sich in ihren Wellen vorwärts arbeiten, als wenn sie Leben hätten. Dort stehen wieder unübersehbare Waldungen, die das Erdreich viele Meilen lang bedecken 2c. Zu andrer Zeit verwandelt sich diese Gestalt der Welt vor den Augen der Menschen merklich. Das Licht der Sonne verliert sich nach und nach, und es wird Nacht. Nun überzieht sich der vorhin erleuchtete Raum zwischen Himmel und Erde mit einer Dunkelheit, wie mit einem schwarzen Flor. Ist die Luft unumwölkt, so treten an jenem blauen Himmelsgewölbe unzählbare Gestirne hervor, von denen durch die nächtliche Finsterniß nur ein mäßiges Licht herabschimmert; und ein angenehmer Schauer erfüllt ringsumher das stille Land. Solche verschiedene Abwechselung erfährt man beständig in der Welt. Außerdem fallen darin noch so manche andere gleich verschiedene Veränderungen vor. Bald giebt es z. B. Sonnenschein, bald wieder

Regenwetter, bald Stille, bald wieder Sturmwind. Einmal sieht man das Erdreich um sich her grün gekleidet; ein andermal in einer weissen Schneedecke verhüllt. Jetzt ist es in der sichtbaren Welt bey uns warm, dann wird es darin wieder kalt. Und dann friert und schneiet es, thauet wieder auf, friert und schneiet aufs neue ꝛc. Welche Mannigfaltigkeit! Welche Ungleichheit in den Dingen der Welt und ihren Würkungen! Aber sind darum diese verschiedenen Dinge verworren durcheinander geworfen? Hindern sie sich in ihren Verrichtungen? Ist eins unter ihnen oder nur eine ihrer Wirkungen überflüßig? — Niemand wird das mit Wahrheit behaupten können. Es ist vielmehr offenbar, daß bey aller Verschiedenheit der Theile der Welt und ihrer Verrichtungen doch im Ganzen eine wohleingerichtete Wohnung für Lebendige heraus kommt. Dahin vereiniget sich alles. Wie in einem menschlichen Wohngebäude so verschiedene Dinge, als Fundament, Dach, Wände, Fenster, Thüren, Ofen ꝛc. nöthig sind, wenn Menschen darin bequem wohnen sollen, so sind alle jene verschiedene Stücke in der sichtbaren Welt, als Sonne, Wolken, Erdreich, Wind, Regen, Kälte, Hitze ꝛc. nöthig, um ein allgemeines, bewohnbares Weltgebäude darzustellen. Daß es sich in demselben wirklich bequem wohnen läßt, wird wohl ein jeder zugeben müssen. Allein man denke sich auch nur ein einziges von denen in diesem grossen Welthause befindlichen Stücken heraus z. E. die Sonne, oder den Regen, oder die Bäume, kurz, was man wolle, und man wird finden, daß dann die Welt gleich nicht mehr ein so bewohnbares, vollständiges Ganze sey, als sie es bey gegenwärtiger

Einrichtung ist. Bey einiger Aufmerksamkeit zeigt sichs auch, daß die Abwechselungen der Dinge in der sichtbaren Welt in der That regelmäßig erfolgen. Die Sonne z. B. hält ihre Bahn täglich und jährlich so richtig, wie irgend ein vernünftiger Mensch seinen Weg halten kann. Eben daher treten Tag und Nacht, Sommer und Winter immer zu ihrer Zeit ein. Die Gesetze, nach denen sich Sonnenschein und Regen, Stille und Wind, Wärme und Kälte ꝛc. miteinander ablösen, kennen die Menschen zwar noch nicht genau. Indessen ist schon das Beweises genug, daß diese Veränderungen ihre Gesetze haben müssen, da ein jeder aus der Erfahrung weiß, daß sie sich einander ablösen. Weder Sonnenschein, noch Regen, weder Wind noch Stille, weder Kälte noch Wärme halten hier in der Welt beständig an. Alles steht und geht also in der sichtbaren Welt ordentlich.

Und diese Ordnung der Welt, diese Zusammenstimmung aller ihrer Theile fällt auch sehr schön in die Augen, und gewähret denselben den angenehmsten Anblick. Es ist ein herrliches, prachtvolles Werk, dieses grosse Weltgebäude. Man sehe es an, wenn am frühen Morgen die Sonne eben aufgeht, und die schlafenden Lebendigen weckt; oder wenn am Abend die Sonne sich vor unsern Augen hinter die Berge niedersenkt, und ihren zurückgelegten Weg am Himmel noch mit dem hellen Roth bezeichnet. Man sehe es an, wenn der Himmel weit und breit blau, die Erde umher grün erscheint, und die Sonne zur Mittagszeit ihre Stralen auf jenes Blau und dieses Grün hinwirft; oder wenn des Nachts eine ganze Saat von Sternen das unermeßliche Himmels Gewölbe erleuchten.

ten. Man betrachte es, wenn im Frühjahr, Gras, Kräuter und Bäume aufs neue einen grünen Schmuck angelegt haben, und Gärten und Wiesen im Maymonath in voller Blüte, wie ein einziger Strauß, prangen, oder wenn gegen Ende des Sommers die Obstbäume voll mannigfaltiger Früchte hängen, und auf weit ausgestreckten Aeckern die Kornähren in vielen tausendmal tausenden, von ihrem Segen zur Erde gebückt, da stehen. Man schaue hinaus in dieses Weltgebäude, wenn schwarze Gewitter-Wolken sich vor die helle Mittagssonne lagern, den Tag in Nacht verwandeln, und sich durchkreuzende Blitze, begleitet vom alleserschütternden Donner, mitten in der dicksten Finsterniß hie und da Licht schaffen, das sogleich wieder verschwindet; oder selbst zu der Zeit, wenn das graue Erdreich mit der weissen Schneedecke, wie mit einem Schleyer, allenthalben verhüllt ist, und die entlaubten schwarzen Bäume dieses weisse Gewand der Erde da und dort bebrämen. In allen diesen und andern abwechselnden Gestalten schaue man das Weltgebäude an; und dann sage man, ob man es nicht schön und prächtig finde? — Gewiß die Bemerkung ist richtig: Die Schönheit und Pracht der sichtbaren Welt ist so groß, daß wir, wären wir es nicht schon von Kindheit an gewohnt, dieselbe immer vor Augen zu haben, und wir sie erst sähen, wenn wir zu reifem Verstande gekommen sind — ihren Glanz kaum würden aushalten können. So ist die sichtbare Welt nach ihrer Aussenseite, gleichsam bloß nach ihrer Schaale betrachtet, beschaffen. Ein Werk von der unermeßlichsten Grösse, ein Ganzes von der besten Ordnung in allen seinen Theilen, eine Welt, die alles, was

Schönheit und Pracht heisset, in sich vereiniget. Von ihr kann also schon mit Wahrheit gesagt werden: sie ist sehr herrlich, sie ist schön und prächtig geschmückt. Sonne, Luft, Wolken, Erdreich, Wasser und alle Theile der sichtbaren Welt sind aber leb- und verstandlose Dinge. Von solchen Dingen lässet sich unmöglich glauben, daß sie sich von selber zu einem so ordentlichen Ganzen zusammenfügen, und von selber in dieser vortreflichen Ordnung von Jahrhundert zu Jahrhundert beysammen halten sollten. Unsre Vernunft nöthigt uns vielmehr, bey einem solchen Ganzen, einen verständigen Urheber anzunehmen, der es überdenkt und dessen Kraft es in der Grösse, Ordnung und Schönheit darstellet. Diesem unsichtbaren Urheber der Welt nennen wir Gott.

Nun nenne man dieses ganze Werk Gottes, nach einer menschlichen Vergleichung, mit dem Psalmisten, einen Schmuck, den Gott sich angelegt habe, um sich dadurch seinen vernünftigen Geschöpfen kentlich zu machen; wie man sagt, das Kleid ziere nnd verrathe den Mann; obgleich der unsichtbare Gott, dieser höchste Geist, keines eigentlichen körperlichen Schmuckes für sich bedarf. Oder man nenne es auch die Wohnung der Gottheit, weil Gott doch würklich darin gewissermassen seine Werkstatt hat, und uns seine geschäftige Gegenwart darin auf eine sehr merkliche Art offenbart; ob es gleich sonst richtig ist, daß aller Himmel Himmel Ihn nicht fassen mögen. Was für Gedanken und Urtheile über Gott, den Urheber aller Dinge, müssen gleich bey allgemeiner Betrachtung eines solchen Schmuckes, einer solchen Wohnung desselben, in unsrer Seele hervorgehn? — Wir sehen eine

eine über alle Beschreibung grosse, herrliche und schöne Welt. Diese ist nur erst das Werk und noch nicht der Meister. Unmöglich kann Derselbe unvollkommner seyn, als sein Werk. Da Gott der Welt diese Grösse, Pracht und Schönheit giebt, so können wir nach allen Regeln des gesunden Denkens nicht anders schliessen, als daß Er selbst das alles in noch weit höherem Grade besitzen, und also der Grund aller Grösse, das Urbild aller Ordnung, der Inbegrif aller Herrlichkeit seyn müsse. Das ist Gott an sich und das würde Er seyn, wenn auch keine Welt von ihm zeugete. Aber zu der Vorstellung von ihm zwingt uns auch unsre vernünftige Natur bey dem ersten bedächtigen Blick, den wir hinaus auf dieses sein Werk, die Welt, werfen. Wie wir von dieser bekennen müssen: Welt, du bist sehr herrlich, du bist schön und prächtig geschmückt; so können wir auch mit völliger Zuversicht von ihrem Urheber ausrufen: Gott! du bist höchst herrlich, du hast in dir alles, was groß, schön, und vortreflich ist, im höchsten Grade beysammen. Wohl dem, der Gott so zu denken fähig ist, und der stets mit diesem Gedanken in der grossen schönen und prachtvollen Welt wandelt! Unendlich wohl der Seele, die dabey entzückt hinzudenken kann: und du, der du der Grund aller Grösse, die Summe aller Vortreflichkeit bist, du bist auch mein — mein Gott!

II.)

II.) Einige bekannte Dinge in der sichtbaren Welt.

Psalm 104. v. 1 - 3.

Von der vorläufigen Betrachtung über das äußere Ganze der sichtbaren Welt wollen wir uns nun zu näheren Betrachtungen über einige einzelne Dinge in derselben wenden. Wenn wir unsre Augen in die Höhe richten, und auf das, was da an und unter dem Himmel sichtbar wird, genauer Acht haben, so können wir folgendes unterscheiden. Zuerst fällt uns Licht, vorzüglich das grosse Sonnenlicht in die Augen. Hienächst zeigt sich uns bey hellem Wetter der blaue Himmel oder die Luft. In dieser sehen wir öfters Wolken, und hierin weiter zu Zeiten, am gewöhnlichsten, in heißen Sommertagen, die merkwürdige Begebenheit, die wir Gewitter nennen. Endlich spüren wir auch noch bald eine stärkere, bald eine schwächere Bewegung in der Luft, die mit dem Worte Wind bezeichnet wird. Das sollen die Dinge seyn, welche wir hier näher betrachten wollen. Wir wollen sie in eben der Ordnung anschauen, in der sie da wirklich untereinander erscheinen, und in der sie auch unser Psalmist hier betrachtet hat.

Das Licht in der sichtbaren Welt.

v. 2.

Licht ist dein Kleid, das du anhast.

Das erste unter den besondern Dingen, das uns in dieser herrlichen Welt von allen Seiten entgegen strah-

strahlet; das an sich schon so erfreulich ist, und auch die übrigen Dinge in der Welt eigentlich sichtbar macht, und denselben für uns das reizende Ansehn giebt; von dem daher auch in der Mosaischen Schöpfungsgeschichte gemeldet wird, daß es bey der Einrichtung dieser Erde zu einem Wohnplatz für Lebendige, vor allen andern Dingen da gewesen wäre — ist das Licht. Licht ist durch die ganze sichtbare Welt verbreitet. In jeden Winkel des unermeßlichen Raumes, wo demselben nichts im Wege steht, ist es hingedrungen. Will man die Vergleichung der Welt mit einem Schmuck Gottes, ihres Urhebers, beybehalten, so kann man mit Wahrheit sagen: „Licht ist dein Kleid, das du anhast;„ um und um bist du mit Licht bekleidet. —

Und was ist das — Licht? — Alle Menschen, die gesunde Augen haben, empfinden das Licht; allein die Gelehrtesten unter ihnen sind darüber noch nicht recht einig, was es eigentlich sey. Nur soviel weiß man sicher, daß in dem unbegränzten Weltgebiethe gewisse große Körper sind, die die Natur haben, um sich her zu leuchten. Von dieser Art ist unsre Sonne und auch eine große Anzahl anderer Sterne. Der Sterne, wie wir sehen, wenn der Himmel zur Nachtzeit heiter ist, giebts überhaupt ein sehr großes Heer. Wer mag sie zählen, die vielen tausend Lichter, welche jene Himmelsburg erleuchten! Außer unsrer Sonne scheinen uns die übrigen Gestirne ganz klein und wie goldgelbe Punkte an der blauen Decke des Himmels fest zu sitzen. Unbelehrte Menschen in den ältesten Zeiten sollen sie auch wirklich für weiter nichts gehalten haben, als was sie da scheinen. Allein das macht

nur

nur ihre entsetzlich weite Entfernung, daß sie uns so klein vorkommen. Der höchste Baum erscheint auch in der Ferne als ein niedriges Gesträuch. Wenn man die Natur jener leuchtenden Körper aufmerksamer betrachtet, so erkennt man, daß viele unter ihnen zum Theil eben so große, zum Theil noch größere Sonnen sind, als diejenige, welche jederman Sonne nennt. Jede dieser Sonnen hilft zur Erleuchtung des unermeßlichen Weltgebäudes. Wo eine von ihnen mit ihren Strahlen nicht unmittelbar hinreichen kann, da bringt entweder der Wiederschein ihres Lichts, wie der Wiederschein unsrer Sonne vermittelst des Monds, das Licht weiter; oder es findet sich dort schon wieder eine andere Sonne, die die Erleuchtung da fortsetzet, wo ihr Nachbar, die ihr nächste Sonne, mit ihrem Schein aufhöret. Auf diese Weise wird die ganze Welt mit Licht erfüllet.

Unser meistes Licht haben wir indessen von der Sonne, die vor unsern Augen täglich auf- und untergeht. Selbst das sogenannte Mondlicht ist, wie gesagt worden, nichts anders als ihr Wiederschein. Wer in großen Kaufläden darauf gemerket hat, wie durch ein einziges brennendes Licht, dessen Strahlen von einem runden Meßingblech zurückgeworfen werden, ein ganzes Gewölbe erleuchtet wird, der kann sich daraus den nächtlichen Mondschein sehr begreiflich machen. Was in solchen Läden das runde Messingblech mit den Strahlen des Lichts verursacht, indem es dieselben auffängt, und auf das gegenüber stehende Gewölbe zurückfallen läßt, das verursacht der Mond mit den Strahlen der Sonne. Er fängt diese auch auf, wirft sie auf die gegenüberstehende Erde; und

so

so erhalten wir auf Erden den Mondschein. Der Mond selbst könnte sonst an sich so wenig leuchten, als unsre Erde, da er, wie diese, von Natur ein dunkler Körper ist, wenn ihm die Sonne nicht ihr Licht mittheilte. Bey der Sonne müssen wir uns daher noch insonderheit etwas aufhalten. Fragen wir zuerst, was die Sonne für ein Ding sey? so geht es uns mit ihr, wie es uns mit dem Lichte überhaupt ging. Auch ihre wahre Natur und Beschaffenheit kennt man noch wenig oder gar nicht. Feuer, oder ein im Feuer glühend gewordenes Metall hat bey uns die Wirkung, die wir Leuchten nennen. Ist vielleicht die Sonne ein großes, unaufhörlich brennendes Feuer? Oder ist sie etwa eine andere innig glühende Masse? Und wenn sie ein solches Feuer ist, was giebt dem großen Feuer immerfort seine Nahrung, daß es nie verlöscht? Oder wenn es ein glühender Klumpen ist, was erhält diesen Klumpen beständig in gleicher Gluth? Die Sonne leuchtet und wärmet doch schon seit Menschen Gedenken, ohne daß Menschen das Geringste dabey thun können und dürfen, daß sie nicht zu leuchten und zu wärmen aufhöre? — Alles dieses hat noch kein Mensch vollkommen zu beantworten gewußt.

Der Stand, den diese Sonne hat, ist offenbar ihrer Verrichtung auf dieser Erde sehr angemessen. Sie verbreitet zuerst auf derselben nach allen Gegenden Licht. Das konnte sie nur auf einem erhabenen, freyen Platz; Und gerade den hat sie. Dort schwebt sie so hoch und frey über der Erde, daß die Menschen in allen Landen dabey sehen können. Wäre sie tiefer herabgestellt, oder mit dunkeln Körpern umgeben, so würden ihre Strahlen sich nicht so weit ausbreiten.

Ausser-

Außerdem giebt sie auf Erden auch Wärme. Diese ist so gemäßigt, daß es hier nicht leicht zu heiß, und auch nicht leicht zu kalt wird. Das zeuget von einer sehr richtigen Entfernung derselben von der Erde. Stände sie dieser zu nahe, so müsten Menschen und Vieh, denen schon jetzt in manchen Sommertagen die Hitze empfindlich genug wird, vor Hitze verschmachten; stände sie zuweit von der Erde ab, so müsten Menschen und Vieh vor Kälte, die ihnen schon zuweilen im Winter sehr strenge dünkt, erstarren. Sie konnte also keinen bessern Stand für uns haben, als den, wo sie sich wirklich befindet. Von dorther ist sie den Bewohnern der Erde ungemein nutzbar.

Schon das Licht, das wir von ihr empfangen, was für eine schöne Sache ist es! Hätten wir dasselbe auch zu unsern Geschäften nicht so nöthig, als wir es haben, so würden wir doch vieles verlieren, wenn es uns entzogen wäre. Wir müsten in ewiger Finsterniß tappen, und die reizende Aussicht auf die herrlichen Werke Gottes entbehren; nicht zu gedenken, daß eine beständige Nacht in der Welt dieselbe überhaupt zu einem sehr traurigen Aufenthalt für uns machen würde. Dagegen ist ihr Licht gerade so erquickend fürs Auge, als es aufmunternd für die Seele ist. Wie frölich werden die Lebendigen, wenn die Sonne frühmorgens hervorkommt, oder sich nach einigen trüben Tagen wieder sehen läßt. Alles heitert sie mit ihren Strahlen auf. Dabey leistet uns ihr Licht auch sehr unentbehrliche Dienste. Wie könnten wir auf unsern Wegen und Stegen sehen? — Wie könnte der Landmann auf dem Felde ackern und ernd-ten; oder in Gärten das Unkraut unter den nützlichen

Ge-

Gewächsen herausfinden? Wie der Künstler irgend ein Werk der Kunst, dazu viel Licht erfordert wird, zusammensetzen? Wie könnte der Mensch so manche Gefahren vermeiden? Wenn zu dem allen das Licht der Sonne fehlete? — Mit den meisten Geschäften muß man einhalten, sobald dieses wohlthätige Sonnenlicht der eintretenden Nacht Platz macht, und dem ermüdeten Arbeiter auf einige Zeit aus den Augen gerückt wird, damit derselbe, vermittelst des süßen Schlafes, einer ungestörten Ruhe genießen, und neue Stärke zu seinen Berufsarbeiten einsammlen kann.

Die Wohlthaten des Lichts empfinden wir durch die Augen. Beyde, das Licht in der Welt, und unsre Augen werden zum Sehen erfordert; wäre jenes nicht da, so hülfen uns die Augen nichts; und eben so wäre das Licht für uns unnützlich, wenn uns die Augen mangelten. Wie vortreflich beyde zu dieser Absicht stimmen, dieß verdient hier wohl eine kurze Anzeige. Um die Strahlen des Lichts aufzufangen, haben die Augen die schicklichste Einrichtung. Ihr freyer Platz oben an der Stirn, ihre außerordentliche Beweglichkeit, ihr ganzer Bau, alles das dient dazu, dem von allen Seiten eindringendem Lichte einen leichten Eingang zu gewähren. Weil aber das Gesicht des Menschen nur ein gewisses Maaß des Lichts zum Sehen braucht, und wenn es auf einmal zu vieles Licht aufnähme, dadurch geblendet werden würde, so kann der Mensch mit Hülfe der Augenlieder und der sogenannten Sieb im Aug-Apfel seine Augen nach Belieben erweitern und schließen, und auf diese Art das gehörige Maaß des Lichts hereinlassen.

lassen. Die Anstalten des Lichts draußen in der Welt schicken sich auch sehr gut zu unserm Gesicht. Es wird darin nicht plötzlich heller Tag und auch nicht plötzlich finstre Nacht; sondern eins wechselt mit dem andern durch die Morgen- und Abenddämmerung allmählig ab. Das ist ungemein schonend für unsre Augen. Ein schneller Uebergang aus der dickſten Finsterniß in das hellste Licht, oder aus dem hellesten Lichte in die dickste Finsterniß würde den Augen so beschwerlich als schädlich werden. Gleich vortheilhaft ist auch das, daß das Erdreich, statt jeder andern Farbe, die grüne an sich hat. Diese ist die einzige, welche sich mit unserm Gesicht am besten verträgt. Wenn z. B. die rothe oder weiße Farbe (wie man es von letzter erfährt, wenn man bey hellem Sonnenschein lange im Schnee wandelt) die Augen bald blenden und schwächen würde, so mildert hergegen die grüne den Glanz des Sonnenlichts für unsre Augen und wird für dieselben sogar stärkend. So weislich schickt sich hier alles zusammen. Und eben dadurch wird uns das Licht nicht nur nicht schmerzhaft, sondern es verursacht uns auch in der That die angenehme Empfindung, die man sehen nennt.

Noch wohlthätiger für uns ist die Wärme, welche von eben der leuchtenden Sonne auf die Erde herabkommt. Heitzet der warme Ofen im Winter nur die einzelnen Wohnzimmer der Menschen, so ist die Sonne gleichsam der allgemeine Ofen des ganzen Wohnplatzes der Erde. Ihre wärmende Kraft kommt den Menschen und dem Vieh und allen Gewächsen zu statten. Dieselbe ist bekanntermaaßen bey uns das Jahr hindurch nicht immer gleich empfindlich.

Dieß

Dieß rührt von der ungleichen Stellung der Sonne über unsern Erdstrich her. Wir sehen alljährig, daß die Sonne höher und niedriger über uns zu stehen kommt; und daher ihre Strahlen einmal gerader und einmal schiefer auf uns herabfallen läßt. Das verursacht den verschiedenen Grad der Wärme. Wir unterscheiden die Zeit, worin die Wärme der Sonne zu- und abnimmt, durch die Nahmen Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

Daraus entstehen, wie man weiß, große und heilsame Veränderungen auf dem Erdboden. Im Frühling, wo sich die Sonne mehr über diesen Erdstrich erhebt, als im Winter und also ihre Strahlen gerader hieher fallen, fängt es an, warm zu werden. Diese Wärme würkt auf die Säfte der Bäume und aller übrigen Gewächse, bringt sie in eine Art von Bewegung, wie das Wasser am Feuer in Bewegung geräth; und macht, daß dieselbe in den feinen Adern der Bäume und Gewächse, gleich dem Blute in unsern Adern, hin und her laufen. Mit der Zeit rückt die Sonne noch höher über uns hinaus. Ihre Strahlen treffen also noch gerader hieher, und die Wärme wird dadurch immer stärker. Nun nimmt auch die Bewegung in den Säften der Gewächse zu; sie suchen Oefnung, und brechen in Knospen, Blüthen und Früchte aus. Endlich erreicht die Sonne zum Anfang des Sommers ihren höchsten Standpunct über uns. Die Wärme wird dadurch so heftig, daß sich die Blätter der Bäume und Pflanzen nicht nur völlig entfalten, sondern auch die kleinen Früchte anschwellen, die Säfte darin auf gewisse Art kochen, bis so nach und nach alle Theile zur Vollkommenheit und

Reife gelangen. Daher findet sich in jeglichem Jahre, wenn der alte Vorrath von Nahrungsmitteln meistentheils verzehrt ist, der große, neue Vorrath, den wir die Erndte nennen. Diese zunehmende Sonnenwärme hat auch keinen geringen Einfluß auf die meisten lebendigen Geschöpfe, die uns zur Nahrung dienen. Vögel und Fische, zahme und wilde Thiere scheinen im Frühling neu aufzuleben, und begatten sich fast alle in den wärmern Jahreszeiten. Dadurch wird auch der Abgang dieser nützlichen Dinge für uns immer wieder ersetzt. In der Folge verändert sich die Stellung der Sonne gegen uns auf eine gerade entgegengesetzte Weise. Wenn sie vorher ihre Bahn immer höher über uns nahm, so zieht sie sich im Sommerhalben Jahre nach und nach wieder mehr seitwärts; und ihre Strahlen schießen schiefer auf unsre Gegend her. Die Wärme nimmt also auch wieder ab, und es wird gegen den Herbst kühle. Das hat denn eine der vorigen ganz entgegenstehende Wirkung in den Säften der Pflanzen. Wurden dieselben vorhin durch die Zunahme der Wärme unruhiger, so werden sie dann schon ruhiger. Je weiter die Sonne auf die Seite zurückkehrt, desto kühler wird es bey uns. Die Säfte in den Pflanzen werden dadurch in ihrer Bewegung immer träger: die Blätter und Früchte bekommen von ihnen weiter keinen Zufluß, und so fallen sie nach und nach ab. Zum Anfang des Winters steht uns die Sonne ganz seitwärts und am niedrigsten. Die Kälte, die daher erfolgt, macht die Säfte in den Gewächsen dicker und langsamer; und so verfällt das Pflanzenreich, und wahrscheinlich auch manche lebendige Creaturen, als Vögel und Gewürme,

auf

auf eine Zeitlang würklich in eine Art von Todesschlaf. —

So wichtig ist die Sonne in der sichtbaren Welt. Sie verschaft durch ihre leuchtende, wärmende Kraft die meisten irrdischen Wohlthaten, und hilft vorzüglich dazu, daß der Erdboden ein so bequemer und erfreulicher Aufenthalt für die Menschen ist. Jezt müssen wir noch einmal das alles kurz überdenken, was wir bey Betrachtung des Lichts fanden. Licht, haben wir gesehen, ist durch die ganze, unermeßliche Welt wie hingegossen. Viele tausend Sonnen, die dazu wie hingesäet sind, breiten darin theils unmittelbar, theils mittelbar nahe und ferne Erleuchtung aus. Diese sind ihrer Natur nach für uns von unbegreiflicher Beschaffenheit. Sie leuchten und wärmen von Jahrtausend zu Jahrtausend unaufhörlich, ohne daß man weiß, wie es damit recht zugehe. Welche Macht, die das veranstaltet, die eine ungeheure Welt mit unzähligen Sonnen bepflanzt!

Die Sonne, die uns am nächsten ist, hat den ausgesuchtesten Ort für uns. Höher oder niedriger, näher oder entfernter angebracht, als wo sie steht, wäre sie uns nicht das wohlthätige Ding, das sie uns ist. Nur von daher, wo sie sich befindet, thut sie uns mit ihrem Lichte und mit ihrer Wärme große Dienste. Damit wir ihres Lichtes genießen können, hat unser Gesicht, wie das Licht selbst und die Erde, die beste Einrichtung. Wir können unsre Augen erweitern und zusammenziehen und so das Maaß des Lichts auffassen, das uns zu der Empfindung des Sehens nöthig und dienlich ist. Morgen- und Abenddämmerung erleichtern unsern Augen den Uebergang

 aus

aus der Finsterniß in das Licht, und aus diesem in jenes. Das grüne Gewand des Erdreichs mäßiget durch seine Farbe den Glanz der Sonne, daß derselbe für unsre Augen nicht blendend werde, und es stärkt selbst unser Gesicht. Wie viel Verstand und Weisheit leuchtet aus dem allen hervor; — Wohin es mit der ganzen Anstalt des Sonnenlichtes zielt, und daß es zum Wohlthun da ist, zeigt der Augenschein. Wenn wir ohne dasselbe eine Finsterniß haben würden, die uns die übrigen Werke der Natur verbärge, so empfinden wir dagegen nun mit Vergnügen das Licht, wandeln in einer durchauserleuchteten Welt, können bey unsern Geschäften sehen, und sichere Tritte thun. Seine Wärme heitzet die große Wohnung die Erde: macht durch ihre stufenweise Zu- und Abnahme, daß wir die verschiedenen Jahreszeiten, und darin alle das leibliche Gute erhalten, wovon wir essen und trinken, uns kleiden, Wohnung, und alle Bequemlichkeit dieses Lebens bereiten können. Wie gütig ist mit der Sonne für uns gesorgt! Was erkennen wir also auch aus dem Lichte, — diesem einzelnen Werke in der sichtbaren Welt? eben das, was wir aus dem Ganzen ersahen. Es zeugt, wie dieses, von einem mächtigen, weisen und gütigen Urheber. Es predigt uns den Gott, der Kraft genug besitzt, unzählige Sonnen in diesem Weltgebäude aufzuhängen, und sie ewig leuchtend und wärmend zu erhalten; Verstand genug, jeder dieser Sonnen, ihre rechte Stelle anzuweisen, und unsere Augen zu dem Lichte passend zu formen; Güte genug, das alles würklich zu der anbetungswürdigen Absicht zu thun, daß wir uns des Lichts erfreuen und durch den wärmenden Einfluß der

Sonne

Sonne Nahrung und Freude hier auf Erden haben sollen. — Diese Einsicht kann unsrer Empfindung nicht gleichgültig seyn. Die Geschichte meldet von einigen Völkern, unter denen sich die Vernunft noch nicht soweit ausgebildet hat, als es nöthig ist, um sich von dem sichtbaren zu dem unsichtbaren zu erheben, daß dieselben vor dem Sonnenlichte selbst niederfallen, und solches anbeten. So stark rühret sie dieses wohlthätige Werk in der sichtbaren Welt, und so natürlich ist es dem Menschen, daß Wahlthaten ihn rühren. Wäre unsre Vernunft auch noch in dem Stande ihrer Kindheit, so würde es uns zu verzeihen seyn, wenn wir, wie jene Völker, vor der Sonne anbetend niederknieten. Aber wir wissen schon: Gott ist der Vater des Lichts; Licht ist sein Kleid, das er an hat; Gott ist es eigentlich, der uns durch die Sonne leuchtet und wärmt und so wohl thut. Was werden wir nun dabey gegen ihn empfinden müssen? — So ehre ihn doch gern, wer Augen zum sehen hat, und mit Vernunft im Sonnenglanze wandelt. Gedenke seiner, wer bey diesem Lichte arbeitet oder reiset. Freue sich seiner, wem die Sonne bey ihrem Auf- und Untergang erfreulich ist. Bewundere und bete an den Vater des Lichts, meine Seele, so lange du sein Sonnenlicht sehen und dessen leuchtende, wärmende Kraft empfinden wirst! —

Noch eins, das uns ohne Zweifel schon unter dieser Betrachtung in Gedanken geschwebt hat, müssen wir hier berühren, ehe wir weiter gehen. Es sind, wie oben bemerkt wurde, außer unsrer Sonne, nach unzählig viele andere Sonnen in dem großen Weltraum sichtbar. Uns dienen dieselben zu weiter nichts,

als daß sie uns zur Nachtzeit das schwache Sternlicht geben. Das kann unmöglich die ganze Absicht ihres Daseyns seyn. Sie haben auch, wie verständige Beobachter derselben deutlich gewahr werden, eine regelmäßige Bewegung und eben sowohl gewisse Wohnplätze, oder Erden, wenn wir sie so nennen wollen, um sich her zu erleuchten, als unsre Sonne. Wozu mögen jene andere Weltkörper von ihnen erleuchtet werden? — Umsonst kann das nicht geschehen. Hier auf diesem Wohnplatz, auf unsrer Erde, sind alle Winkel mit Lebendigen besetzt. Das feste Land, das Wasser, die Luft wimmelt davon; ja jeglicher Baum hat seine Einwohner, sollten es auch nur Holzwürmer seyn, die darin wohnen. Gewiß: jene vielen und großen Wohnplätze werden von Einwohnern nicht leer seyn. Eine ganz erleuchtete Stadt giebt uns die sichere Vermuthung, daß alle ihre Häuser bewohnt sind. Das können wir auch bey allen jenen von Sonnen beschienenen Welten mit Zuverläßigkeit voraussetzen. Soweit sich das Licht ausbreitet, soweit müssen Geschöpfe leben, die das Licht empfinden können. Aber die Erleuchtung geht ja durch die ganze unbegränzte Welt. Die ganze unbegränzte Welt muß also mit Lebendigen angefüllt seyn. Gott! welche unermeßlich große Stadt ist die Deinige! Viele tausend Sonnen, viele tausendmal tausend Welten, und unzählbare Millionen empfindender Menschen faßt sie in sich. — Ich bin auch mit darin. Auch ich gehöre zu den Einwohnern deiner unbegreiflich großen Stadt. Mit entzückendem Schauder empfinde ich bey diesem Gedanken aufs neue das Glück meines Daseyns in dieser großen, lebenvollen Welt. Und dieses Glück, wem

soll

soll ichs sonst danken — als dir, ewiger Vater des Lichts und des Lebens, das unter allen Himmeln ist? —

Der blaue Himmel, oder die Luft.

v. 2.

„Du breitest aus den Himmel, wie einen Teppich.„

Nach dem Lichte und besonders der Sonne, zieht das schöne Blau des Himmels, welches wir bey hellem Wetter allenthalben über uns sehen, billig unsre Aufmerksamkeit auf sich. Der Anblick, den uns dasselbe gewährt, ist ohnstreitig sehr reizend; und es gehört vorzüglich zu dem prächtigen Schmuck der sichtbaren Welt. Alles, was menschliche Kunst von blauer Farbe darzustellen vermag, erreicht noch bey weitem nicht dieses herrliche Himmelblau. Es hat für uns das Ansehen, als wenn es ein grosses, blaues Tuch wäre, das rings um die Erde ausgespannt wäre. Nach diesem Anschein könnte man es das gemeinschaftliche Zelt, oder Dach, der ganzen Familie der Menschen nennen.

Was es uns aber zu seyn scheinet, eine dichte Decke, worinn die Sonne und übrigen Sterne verfestigt wären, das ist es nicht. Von diesen wissen wir, daß sie lauter große Sonnen und Welten sind. Das Blaue ist eigentlich eine dünne, flüßige Materie, die an Feinheit und Durchsichtigkeit das Wasser noch weit übertrifft. Man nennt es mit einem Worte die Luft. Diese ist in der Ferne so blau anzusehen, wie sich davon ein jeder selbst überzeugen kann. Wenn wir uns z. B. unter freyem Himmel befinden, so

kommt es uns wohl so vor, als hienge die blaue Decke in einiger Entfernung von uns zur Erde herab. Wir mögen aber reisen, so weit wir wollen, wir werden solche Decke nirgends nahe gewahr werden. In gebirgigten Gegenden scheint der blaue Himmel auf hohen Bergen zu ruhen; und steigt man hinauf, so ist das Blau verschwunden, und nichts als die Luft daselbst zu spüren. Die Luft, die wir alle empfinden, wenn wir mit der flachen Hand vor unserm Angesicht schnelle Bewegungen machen, umgiebt die Erde von allen Seiten, wie z. B. gewöhnlich das Gelbe im Ey vom Weissen desselben umgeben ist. Ob sie gleich in der Nähe hier unten nicht so blau in die Augen fällt, als in der Ferne dort oben, so sind doch auch hier um uns alle Winkel mit ihr angefüllt; und sie ist in der That nahe an der Erde noch dicker, als weiter hinauf. Je höher man auf Gebirgen kommt, desto dünner findet man die Luft.

Wozu ist aber dieser Lufthimmel, wie ein Gezelt, um die Erde ausgebreitet? — Oder wozu nützet es, daß die feine, durchsichtige Materie die ganze Erde umströmet? — Vielleicht glaubt noch mancher, daß sie blos des schönen Ansehens wegen da sey. Es ist wahr: das kann sie uns schon sehr angenehm machen. Wer kann den herrlichen blauen Himmel ohne inniges Wohlgefallen betrachten, so oft ihn kein Wölkchen vor unsern Augen verbirgt, und die einzige Sonne zu Mittage daraus hervorsieht? oder wenn er Abends mit den vielen tausend Sternen gestickt ist? — Selbst das Gemüth heitert sich auf, wenn man mit stillem Nachdenken zu dem sanften Blau des Himmelsgewölbes hinauf blickt. Allein nicht blos um des reizenden

Anblicks

Anblicks Willen ist dieses Werk da. Alle Dinge in der sichtbaren Welt haben ihren vielfältigen Nutzen, davon die Menschen noch den wenigsten erforscht haben. Das gilt gewiß insonderheit von der Luft. Wir wollen hier von derselben nur einiges anzeigen.

Aus der Luft schöpfen zuvörderst alle Lebendigen auf Erden, die wir kennen, ihren Odem. Was auf Erden lebt, muß Odem schöpfen; und so unentbehrlich dem Fischreiche das Wasser ist, so unentbehrlich ist den Einwohnern des festen Landes zum Athmen die Luft. Wie die Fische nicht lange ausser dem Wasser leben können, so können Menschen, Vieh, Vögel rc. nicht lange ohne Luft bestehen. Schon auf sehr hohen Gebirgen, auf denen gedachtermassen die Luft dünner ist, wird dem Menschen das Athmen schwerer; und werden ihm Mund und Nase, wodurch er die Luft einzieht, verstopft, wie z. B. beym Ertrinken, so muß er, aus Mangel der Luft, sterben. Man hat Kunstwerke, vermittelst derer die Luft aus einem kleinen Raum herausgebracht werden kann. Legt man in solchen Luftleeren Raum lebendige Geschöpfe, so ermatten sie bald, und läßt man sie lange da liegen, so sterben sie. Das Leben aller bekannten Lebendigen auf diesem Erdboden hängt also von der Luft ab; und sie bringt ihr Leben gewissermassen von aussen eben so in Gang, als das Wasser oder der Wind das Innere eines Mühlenwerks von aussen in Bewegung setzt. Und nicht nur das Leben, sondern auch die Gesundheit der sichtbaren Erdbewohner steht mit der Luft im genauesten Zusammenhang. Die Luft ist, wie wir alle empfinden, nicht immer von gleicher Beschaffenheit; sondern bald trockner, bald feuchter, bald

wärmer, bald kälter und überhaupt von sehr zusammengesetzter Natur. Dies verursachen hauptsächlich ausser der veränderten Stellung der Sonne und der Winde die mannigfaltigen Dünste, welche aus den Gewässern, aus dem Erdreich, von Menschen und Vieh, von Kräutern und Bäumen beständig aufsteigen, und sich mit der Luftmaterie vermischen. Da diese nun von denen Lebendigen mit ihrem Odem unaufhörlich eingezogen wird, so läßt sich leicht denken, daß sie auf den Gesundheitszustand derselben einen grossen Einfluß haben müsse. Und das beweisen auch mancherley Erfahrungen. Viele gesunde Menschen sind schon blos durch die Veränderung der Luft krank, und viele Kranke auf gleiche Weise gesund worden. Pest unter den Menschen und Seuchen unter dem Vieh werden nicht selten durch die Luft erzeugt und fortgepflanzt, und auch durch dieselbe wieder geheilt. Erfahrne Aerzte haben es mehr als wahrscheinlich gemacht, daß eben die Beymischung der mannigfaltigen, fremden Theile, wozu selbst die Gifte einiger Thiere und Pflanzen gehören, die Luft zu einem so stärkenden Elemente für die Lebendigen mache, als sie ist: und sie haben darum gerathen, daß man grosse, volkreiche Städte mit Bäumen bepflanzen mögte, damit durch deren Ausdünstung die Luft reiner und gesünder würde. Die Gewächse bedürfen der Luft ebenfalls. Man sieht an denen, die lange in verschlossenen Gebäuden stehen, daß sie gelb und welk werden, oder doch nicht so gut gedeihen, als diejenigen in freyer Luft. Daher man auch solchen, die in Gewächshäusern zur Winterszeit gezogen werden, so viel als möglich frische Luft zuläßt. Aufmerksame Naturforscher behaupten sogar nicht ohne

Grund,

Grund, daß die Pflanzen durch die kleinen Oefnungen ihrer Blätter auch aus der Luft gewissermassen Odem schöpfen, und aus derselben vornämlich ihre Nahrung erhalten.

Die Luft ist ferner das vorzüglichste, wo nicht einzige Mittel, wodurch uns empfindenden Geschöpfen hier auf Erden die Wärme der Sonne und des geheitzten Ofens mitgetheilt wird. Die Sonne erwärmt zunächst mit ihren Strahlen die Luftsee, die die Erde umschließt, wie sie in heissen Sommertagen selbst die stehenden Gewässer im freyen Felde laulicht warm macht. So wärmt auch der geheitzte Ofen zunächst die in der Stube befindliche Luft, indem seine Wärme dieselbe durchdringt, und sich mit ihr vermischt. Nun leben wir in der Luft, wie der Fisch im Wasser, und ziehen die von der Sonne oder dem Ofen erwärmte Luft in uns. Dadurch wird unser Blut warm; und da dieses in unserm Körper herumläuft, so werden wir erwärmt, als wenn wir warme Getränke zu uns nehmen. Das beweiset die Erfahrung, da Menschen zuweilen in sehr heissen Stuben ohnmächtig werden, und sich wieder erholen, sobald man sie an die frische Luft bringt. Es haben nämlich solche Menschen auf einmal zu viel warme Luft eingeathmet, wodurch ihr Blut in zu heftige Wallung gerathen ist: welche denn nachlassen muß, wenn sie wieder kühlere Luft mit ihrem Odem einziehen. Auch ist eben dieses durch die bekannte Sache zu bestätigen, daß auf den höchsten Bergen, die doch der Sonne näher sind, als die niedrigen Gegenden, mitten im Sommer Schnee gefunden wird. Die Luft ist dort, wie wir angemerkt haben, merklich sparsamer; es kann folglich die Sonnen-

nenwärme nicht daselbst recht haften, und ihre gehörige Wirkung äussern.

Ausserdem ist die Luft noch zum Hören und Sprechen so nöthig, als das Licht es zum Sehen ist. So wenig wir ohne Licht mit den besten Augen etwas sehen könnten, eben so wenig könnten wir mit den gesündesten Ohren etwas hören, noch mit allen unsern Sprachgliedern etwas reden, wenn die Luft nicht um uns her ausgebreitet wäre. Alles, was wir hören und sprechen, ist ein gewisser Schall: aber jeder Schall ist nichts anders, als eine Art von Bewegung in der Luft. Die Dinge, welche einen Schall von sich geben, z. B. die Menschen durch ihre Reden, das Vieh durch sein Brüllen, die Vögel durch ihren Gesang, die Glocken und musikalischen Instrumente, wenn sie gerührt werden, bringen eigentlich die nächsten Lufttheile in Bewegung, wie etwa ein ins Wasser geworfener Stein da, wo er hineinfällt, das Wasser bewegt. Gleichwie aber diese durch den Stein verursachte Bewegung des Wassers in kleinern und grössern Kreisen eine Strecke fortgeht, so geht auch die Bewegung, die die tönenden Dinge in der Luft hervor bringen, auf eine gewisse Weite fort. Diese bewegte Luft berührt die Ohren. Hier findet dieselbe einen ofnen Eingang, der sich nach einigen schneckenförmigen Krümmungen in dem Kopf, wie ein Trichter, spitz zu endigt, und an dessen Ende ein feines Häutchen, gleich einem Trommelfell, ausgespannt ist. Daran stößt sie; und das giebt uns die Empfindung des Hörens. Die Luft ist also auch das Hülfsmittel des Gehörs, und wir sehen, wie wunderbar hiezu alles eingerichtet ist. Wäre die Luft nicht da, so könnte kein

Schall entstehen; und wären wiederum die Ohren nicht so zweckmäßig geformt, so würde der Schall nicht so leicht gehört werden. —

Es wird sich in der Folge noch mehr Gelegenheit finden, den vielfachen Nutzen der Luft zu bedenken; da sie fast zu allen den Dingen, die über uns unter dem Himmel vorgehen, mitwirkt. Jezt mag es an den angezeigten Stücken genug seyn. So viel ergiebt sich schon hieraus, daß es eine sehr wundervolle und heilsame Anordnung mit dem blauen Himmel ist, der wie ein Gezelt rund um die Erde ausgebreitet wird. Aller Orten, wo sich Lebendige aufhalten, findet sich nun dieß nothwendige, nützliche Element. Die Vernünftigen, die darin wandeln, haben nicht nur dadurch überall die erfreuliche Aussicht auf dieses schöne blaue Himmelszelt, sondern auch die mannigfaltigsten Vortheile. Sie gehen in dem Luftmeer einher, wie die Fische im Wasser, schöpfen daraus den unentbehrlichen Odem ihres Lebens, und zugleich Stärke und Kraft zu ihrer Gesundheit. Wachsthum und Gedeihen der Pflanzen, die sie zu ihrer leiblichen Nahrung bedürfen, werden mit Hülfe der Luft befördert. Die Wärme der Sonne, wie die des geheitzten Ofens in der Stube, kommt ihnen hauptsächlich erst durch die Luft zum Genuß. Ebendieselbe dient ihnen auf eine höchst merkwürdige Weise zum Hören und Sprechen. Würde die sichtbare Welt ohne Licht ein finstrer Kerker für sie seyn, so wäre sie ihnen ohne Luft ein wahres Reich der Todten. Es könnte denn darin für sie kein Schall werden, sondern es herrschte eine ewige Stille; und sie selbst wären gehör- und sprachlos; mithin halbe Klötze. Daß sie jetzt von allen Seiten empfin-

empfinden, sie leben in einer lebenvollen Welt; daß sie die tausendfachen Töne der lebendigen Geschöpfe, die Stimme von ihres Gleichen, das Gebrülle des Viehes, den Gesang der Vögel, die herzerhebende Musik ꝛc. vernehmen; daß sie selbst einen Laut von sich geben, als Menschen mit Menschen reden, und ihre Gedanken einander durch Worte verständlich machen können — (eine unschätzbare Wohlthat!) Zu alle dem vereinigt sich mit dem künstlichen Bau ihrer Ohren und Sprachglieder die Feinheit und Flüßigkeit der Luft, die durch die geringste Erschütterung in Bewegung gesetzt wird; jede Bewegung der tönenden Dinge annimmt, und so dem Menschen den Schall zuführet. Oder vielmehr dazu hat der Herr aller Dinge den Himmel, wie einen Teppich, um uns her ausgebreitet. Er ist es, dem wir den schönen Anblick des blauen Gewölbes, den lebendigen gesunden Odem, die wohlgefällige, warme Luft, die reizende Empfindung von der lauten, lebenvollen Welt zu verdanken haben. Daß wir, die wir das einsehen, doch auch hierin seine Weisheit und Güte froh empfinden! — Daß wir, so oft wir den Hauch unsers Mundes fühlen, auch fühlen, wie es im eigentlichen Verstande so wahr ist; in Gott leben, weben und sind wir. Ihm, in dessen Licht wir sehen, und in dessen Luft wir athmen, hören und sprechen, sey Ehre unter dem ganzen ausgebreiteten Himmel von allem, was Odem hat! —

Die Wolken.

v. 3.

„Du wölbest es oben mit Wasser.„

Wir betrachteten vorhin den blauen Himmel. Dieser bleibt uns aber, wie wir wissen, nicht zu allen Zeiten gleich sichtbar. Gewisse Dinge verursachen zuweilen in der Luft eine Dunkelheit, und diese benimmt uns den schönen Anblick desselben. Manchmal schweben die Dinge, die die Luft trübe machen, niedriger, manchmal höher über der Erde: im ersten Fall nennen wir sie Nebel, im andern Wolken. Bey dieser Sache wollen wir jetzt mit unsrer Aufmerksamkeit ein wenig verweilen.

Woraus Nebel und Wolken der Hauptsache nach bestehen, lehret der Augenschein. Was davon auf die Erde herabfällt, hat zwar verschiedene Gestalten, die wir durch die Benennungen Thau, Regen, Reif, Hagel, Schnee 2c. bezeichnen; aber alles dieses löset sich doch immer wieder in eine Materie — in Wasser auf. Es ist also gröstentheils Wasser, was in der Luft schwebt, wenn wir Wolken sehen; und wir können alsdenn mit Recht sagen, daß es oben mit Wasser gewölbet sey. Da dieß Wassergewölbe nur zu gewissen Zeiten über uns zu sehen ist, so entsteht hiebey die Frage: woher und wie sich dort Wasser hinfinde? — Das ist aber leicht auszumachen. Oben ist an sich kein Wasser, allein hier unten auf Erden ist dafür Wasser in grosser Menge. Nicht nur Meere, Seen, Ströme und Bäche sind damit angefüllt, sondern auch Menschen, Vieh, Gewürme, ja selbst Pflanzen und Steine haben gewisse Feuchtigkeiten bey sich. Von

Bayerische Staatsbibliothek München

der Erde kann also Wasser in die Luft kommen; und das geschieht auch zum Theil augenscheinlich. Wir sehen z. B. aus den Schorsteinen Rauch aufsteigen. Wir werden zur Abendzeit an sumpfigten, wasserreichen Gegenden einen merklichen Dampf gewahr, der die Luft vor unsern Augen erfüllt. Setzen wir ein Geschirr mit Wasser in die Sonne oder auf den heissen Ofen, so verliert sich das Wasser nach und nach daraus und verfliegt in die Luft. Auch ist bekannt, daß Menschen und Vieh und Pflanzen wässerichte Theile ausschwitzen. Diese Erfahrungen zeugen alle davon, daß sich Dünste von der Erde in die Höhe ziehen. Wie das eigentlich zugeht, ist auch nicht ganz unbegreiflich. Die Wärme, welche die Sonne wirkt, und auch diejenige, welche die meisten lebendigen Geschöpfe natürlich bey sich haben, dringt in die Feuchtigkeiten der Erde und ihrer Einwohner, und verursacht darin eine Art von Gährung. Dadurch werden einige Wassertheile in kleine Bläschen aufgelöset, die, weil sie leichter als die Luftmaterie sind, von dieser empor getragen werden. Je nachdem diese kleinen Blasen, oder Wasserdünste schwer oder leicht sind; und je nachdem auch die Luft, worin sie schwimmen, dünner oder dicker ist, nachdem müssen sich dieselben hernach niedriger oder höher sammeln. Und so werden daraus entweder Nebel oder Wolken. Daß der Nebel mit den Wolken von gleichem Inhalt sey, erkennt man deutlich, wenn man sich auf hohen Gebirgen befindet. Was man da in der Ferne als Wolke herauf ziehen sahe, das ist, wenn es uns umgiebt, in der Nähe, was hier unten ein starker Nebel ist.

Die so aufgestiegenen Dünste können sich aber alle nur zu einer gewissen Höhe erheben; haben sie diese erreicht, so müssen sie wieder auf irgend eine Art niedersinken. Die Luft, wie schon gedacht worden, wird weiter hinauf immer dünner, und also an sich selbst unvermögend, die Dünste höher zu heben. Es stossen auch oben mehr solche Wasserbläschen zusammen und fliessen in einander; welches sie für die obere Luft zu schwer macht. Ueberdieß verdünnet noch die ausdehnende Kraft der Sonnenwärme die untere Luft, daß diese die Dünste nicht tragen kann; wie man das offenbar an den Morgennebeln bemerkt, die mit dem Aufgang der Sonne gewöhnlich zu fallen pflegen.

Schon diese Bemerkungen über die Entstehungsart des Nebels und der Wolken müsten jeden Verständigen mit stiller Bewunderung erfüllen. Ist es nicht die grösseste Kunst, Wasser in der Luft schwebend zu halten, das wir kaum in einem festen Gefäß aufbewahren können? — Mit Wasser, einer so flüßigen Sache, zu wölben, welches wir nur mit harten Materialien zu bewerkstelligen im Stande sind? — Freylich hat dieses Wassergewölbe seine natürlichen Ursachen. Die Wärme in der sichtbaren Welt, die Schwere der Luft, die Leichtigkeit der losgelöseten Wasserbläschen, alles dieses befördert dasselbe. Aber eben diese Uebereinstimmung so verschiedener Stücke zu einem Werke macht das Wunder so groß. Wir würden es vergeblich versuchen, die Theile des Wassers so fein abzusondern, als sie die Luft zu tragen vermag. Aber in diesem Werke wird die Grösse und Schwere derselben so richtig abgemessen, daß sie von selber aufsteigen. Und dann das fortdaurende

Steigen und Fallen der Dünste, wirklich eine Art von geheimen Uhrwerk in dieser Wasserkunst! Es muß sich von Zeit zu Zeit Wasser dort oben sammeln, aber auch mit der Zeit nothwendig wieder herabfallen; und dieß geht unaufhörlich so fort. Bey dieser Einrichtung kann es oben nie ganz an Wolken fehlen, da die Erde immer die nöthigen Dünste dazu hergiebt; und die Erde hier unten kann auch nie Mangel an Wasser leiden, da ihr die Wolken das wieder zurück geben, was sie von ihr empfangen haben. Das erklärt uns das Wunder, das Psalm 64. v. 10. beschrieben wird: Gottes Brunnen hat Wassers die Fülle.

Durch dieses Werk bekommen wir denn sehr mannigfaltige Dinge hier auf Erden zu sehen. Der Thau, den die Kälte besonders im Frühling und Herbste in Reif verwandelt, die verschiedenen Gattungen des Regens, als Strichregen, Landregen, Staubregen, Platzregen, (welche Benennungen theils von dem grössern oder kleinern Umfang der Gegend, wohin jedesmal der Regen trifft, theils von der kleinern oder grössern Gestalt der Regentropfen entstanden sind) ferner der Hagel und der Schnee, die beyde nichts anders als durch die Kälte verbundene mehrere Dünste oder gefrorne Regentropfen sind: fast alle diese Erscheinungen rühren von dem Nebel und den Wolken her. Zuweilen vermischt sich mit dem Regenwasser ein rother Blüthenstaub oder auch rothe Feuchtigkeit von kleinen Gewürmen; dadurch bekommt dieses Wasser ein röthliches Ansehen: welches die Unwissenheit und den Aberglauben verleitet hat, von Unglück bedeutendem Blutregen zu reden. Während der Regen vor uns herabträufelt, scheinet dann und wann die Sonne hinter uns ganz

helle.

helle. In dem alsdann ihre Strahlen auf die in der Luft schwebenden Regentropfen fallen, und sich durch dieselben, wie durch ein vieleckigtes Stück Glas, brechen, so bildet sich an den grauen Wolken vor unsern Augen der schöne, vielfarbigte Regenbogen. Manchmal hagelt es mitten im Sommer; dies macht entweder die Kälte in der obern Luft hiesiger Gegend, oder noch gewöhnlicher die Kälte in fernen Himmelsstrichen, wo erst die Dünste gefrieren, und denn durch grossen Sturm, der gemeiniglich mit Hagelwetter verbunden ist, über diese heissere Gegend getrieben werden.

Wie nützlich nun überhaupt diese ganze natürliche Wasserkunst ist, das weiß ohne Zweifel ein jeder, der einige Jahre mit Verstand hier auf Erden gelebt hat. Die beständige Erfahrung zeigt es, daß nur unter gehöriger Abwechselung der Befeuchtung des Erdreichs, durch Thau und Regen, mit dem Sonnenschein die mancherley Gewächse fortkommen und gedeien können. In manchen Gegenden können nicht einmal Pflug und Spaden in die Erde dringen, wenn diese nicht zuvor durch Regen dazu weich gemacht worden ist. Sind aber auch Felder und Gärten aufs Beste bestellt, so bedürfen doch alle Pflanzen noch der Nässe; und das Gesäme kann entweder gar nicht aufgehen, oder es bleibt wenigstens sehr unvollkommen, wenn die Nässe von oben her fehlet. So manche dahinwelkende Pflanzen, sobald der Regen nur etwas lange ausbleibt, lassen es uns deutlich sehen, was aus dem allen, was Menschen säen und pflanzen, werden würde, wenn es bey uns gar nicht regnen sollte. Demohngeachtet können alle Menschen mit aller ihrer Macht keinen Regentropfen vom Him-

mel herabzwingen, noch weniger alle Aecker und Gärten mit Wasser versorgen. Sie müssen vielmehr bey großer Dürre geduldig abwarten, bis derselben abgeholfen wird.

Und zu dem allen schaft jene Wasseranstalt Rath. Sie feuchtet das Erdreich von oben her, und machet es dadurch zur Bearbeitung weich. Sie verbreitet durch den mächtigen Thau im Sommer schon so erquickendes Naß über die Pflanzen, daß frühmorgens alles, was den Tag vorher sein Haupt welk niederhängen ließ, wieder aufrecht und frisch da steht. Sie läßt es aber nicht bey dieser kurzen Erquickung bewenden. Zu seiner Zeit begießet sie, als die allgemeine Erfrischerin des großen Erdbodens, aus dem Schooß der Wolken weit und breit das schmachtende Land mit einem fruchtbaren Regen, und verfehlt auch die Winkel in den Wüsteneien nicht, wo kein Mensch wohnet, und nur das Wild weidet. Alsdann zeigt sich die wohlthätige Wirkung derselben noch sichtbarer. Von dem nahrhaften Regenwasser erfrischt richten sich alle Pflanzen, selbst diejenigen, welche schon halb verdorret waren, aufs neue empor, trinken sich satt, erweitern ihre Blätter, treiben neue Schößlinge, und verbreiten in die Luft kräftige Gerüche zu einem merklichen Beweise, wie sehr sie durch solchen Regen gestärkt worden sind. Verständige Landwirthe behaupten, daß oft ein einziger durchdringender Regen für viele tausend Thaler Seegen einbringe. Erfolget der Regen mit dem Sonnenschein das Jahr hindurch immer in ordentlicher Abwechselung, und die Gewächse der Erde bleiben vor Schaden bewahret, so wird der Vorrath von Nahrungsmitteln für Menschen und Vieh in

der.

der Erndte der reichste, den sich Menschen nur wünschen können. So vortheilhaft ist uns das Wassergewölbe dort oben in Betracht des Regens hiezu. Zu gleicher Absicht helfen auch diese Dünste, wenn sie zur Winterzeit gefrieren und in Schneeflocken herabfallen. Wenn es auch nicht erweislich wäre, daß die Schneedecke die junge Saat vor dem starken Frost schützete, so ist soviel gewiß, daß der Schnee viele öligte Theile mit sich führet, die, wenn derselbe schmelzet, mit seinem Wasser in die Erde ziehen, und deren unerschöpfliche Fruchtbarkeit befördern helfen. Ueberhaupt ist der Winter die Zeit der Ruhe und Erholung für das Erdreich und seine Gewächse. Und sowohl dieses, als das abwechselnde Frieren und Aufthauen, wodurch die Oberfläche der Erde gleichsam öfters durchgeknetet wird, dienet dazu, daß die Kräfte der Erde, die von Jahr zu Jahr etwas treiben müssen, nie erschöpft werden können. Von dem Hagel, in den die Kälte zuweilen die Regentropfen verwandelt, urtheilt man zwar gemeiniglich, daß er bloß schädlich sey. Aber das ist nicht richtig geurtheilt. Wir haben an der Sonne, der Luft, dem Regen, dem Schnee, und an den meisten Theilen der sichtbaren Welt die unläugbarsten Beweise ihrer großen Nützlichkeit. Da sollte uns wenigstens die Billigkeit lehren, bey diesem Werke die Hand auf den Mund zu legen, ihm auch seine Nutzbarkeit zuzutrauen und allenfalls zu bekennen, daß wir dessen Nutzen nicht einsehen. Der Schaden, den dann und wann ein Hagelwetter anrichtet, trift doch nur immer eine oder die andere Gegend. Dafür gewinnen die übrigen Gegenden fast allezeit soviel mehr an Getreide, daß sie ihren Nachbaren damit aushel-

 fen

sen können, und niemand des Hagelschadens wegen vor Hunger umkommen darf. Wer weiß, wieviel Gutes dagegen im Ganzen durch ein solches Hagelwetter gestiftet werden mag! — Und wenn es in der That nur den Nutzen gewährte, daß wir vernünftigen Bewohner der Erde den Werth der Früchte, die uns die Erde darbringt, wie der genesete Kranke die Wohlthat der Gesundheit, hernach desto mehr erkenneten; dadurch der Leichtsinn auf eine Zeitlang von dem Mißbrauch der leiblichen Nahrungsmittel, von Leib und Seele verderbender Schwelgerey zurückgeschreckt würde, und die bey Wetterschaden verschonte Nachbarschaft durch den Verlust, den ihre Mitmenschen erlitten haben, eine rührende Veranlassung zu Werken der Bruderliebe bekäme; ich sage, wenn ein Hagelschaden auch bloß dieses Gute in der Menschenwelt beförderte; und das kann er wohl befördern; so thäte er dem menschlichen Geschlechte gewiß sehr heilsame Dienste. Der Herr Himmels und der Erden bliebe dabey noch immer der weise und gute Vater, der seine Menschenkinder, die in stetem Ueberfluß leicht üppig, verschwenderisch und sittenlos werden, durch eine kleine Einschränkung seiner Gaben vor größerm Verderben zu bewahren suchte.

Das ist und bleibt unser Gott unstreitig auch in Ansehung des kunstvollen Werkes, nach dem er es oben über uns mit Wasser wölbet. Weisheit und Güte leuchtet daraus von allen Seiten hervor. Sein Verstand kann nur eine solche Anstalt treffen, die unaufhörlich fruchtbare Dünste unter dem Himmel sammlet, und dieselben denn wieder zur Befeuchtung des Erdbodens in Thau, Regen und Schnee herabfallen

fallen lassen muß. Seine ewige Lust, uns wohlzuthun, ist es, die das Land heimsucht, und wässert, die Furchen tränket, und das Gepflügte mit Regen erweichet; die dadurch die Gewächse seegnet und das Land mit Güte krönet. Er schaffet auf diese Weise Gras fürs Vieh und Saat zum Nutzen des Menschen; er macht so die Erde voll seiner Güte, und lässet uns schmecken und sehen, wie freundlich er ist. — Schmecket denn und sehet alle, denen zu Gute der Vater der Welt vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten giebt, und deren Herzen er mit Speise und Freude erfüllt, diese seine Freundlichkeit mit jedem Bissen stärkenden Brods. Versüßet euch durch diese Empfindung seiner Güte den Genuß seiner Gaben zu einem Vorschmack des Himmels hier auf Erden. —

Das Gewitter.

v. 4.

„Du fährest auf den Wolken, wie auf einem Wagen.„

In ebenbemerkten Wolken ereignet sich zu mancher Zeit noch etwas, das sehr in die Augen und Ohren fällt, und die Menschen ungemein aufmerksam zu machen pflegt. Es werden darin gewisse Entzündungen sichtbar, auf welche mehrentheils ein schwacher oder starker Knall gehört wird. Man nennt die ersten gewöhnlich Blitz und den letzten Donner; beyde zusammen auch mit einem Worte Gewitter. Dieß ist eine der prächtigsten Begebenheiten in der sichtbaren Welt, und eine Wirkung der Natur, die in der That etwas majestätisches an sich hat. Dafür

haben sie auch die Menschen von den ältesten Zeiten her gehalten, und deswegen von derselben geglaubt, daß der Herr der Natur darin vorzüglich seine Gegenwart offenbare. Nicht nur in der alten jüdischen Geschichte Mosis wird erzählt, daß die Gesetzgebung auf dem Berge Sinai unter einem Donnerwetter geschehen sey; sondern auch heidnische Schriftsteller gedenken des Gewitters häufig als eines sichern Zeichens einer eigentlichen Annäherung der Gottheit. Insonderheit wird der Donner oft schlechtweg die Stimme Gottes genannt. Der Schall des Donners hat zuweilen im Gehör mit dem Knall eines abgeschossenen Geschützes, noch öfters aber mit dem Rollen eines daherfahrenden Wagens viel ähnliches. Darum macht ohne Zweifel auch der Psalmist vom Gewitter hier die Beschreibung: du fährest auf den Wolken, wie auf einem Wagen. An sich ist zwar der Allerhöchste in diesem Werke nicht mehr, als in jedem andern gegenwärtig. Ihm, der alles in allen wirkt, ist nichts fern; und er ist uns im Sonnenschein eben so nahe, als im Donnerwetter. Indessen liegt doch bey der Vorstellung der Menschen vom Gewitter etwas Erhabnes zum Grunde. Ein glänzender Aufzug, den ein unbekannter Mensch macht, welcher in einem prachtvollen Fuhrwerck ankömmt, und von einem rauschenden Gefolge begleitet wird, bringt die Zuschauer auf Gedanken von einem hohen Range solches Menschen, und setzt sie gemeiniglich in ehrerbietige Erwartung. Fast denselben Eindruck macht ein aufsteigendes, starkes Donnerwetter auf den sinnlichvernünftigen Menschen. Ein flammender Himmel, und im Gefolge das laute Rollen des Donners, dieses für Augen und

Ohren

Ohren so herrliche Werk, kündiget dem Menschen auch etwas Großes unter dem unsichtbaren Herrn desselben an. Und denkt man sich dabey vollends den Gedanken, daß der Herr der ganzen Welt sich darin selbst nähere, so fühlt man sich gewiß gegen den Herrn solches schauerlich-prächtigen Aufzuges von heiliger Stille und tiefer Ehrfurcht durchdrungen.

Jemehr Aufsehen nun dieses herrliche Feuerwerk in der Natur macht, auch wohl hie und da noch unnöthige Furcht veranlaßt, destomehr hat jederman Ursache, dasselbe ein wenig näher kennen zu lernen. Wir wollen dazu hier folgendes merken. Unter den mancherley Dingen, welche die Erde enthält, und, wie wir bey voriger Betrachtung über die Wolken erkannten, von Zeit zu Zeit ausdünstet, befinden sich auch solche, die sich entzünden können, als Salpeter und Schwefeltheile. rc. Das zeigt sich in einigen Gegenden deutlich an Lehmwänden, an denen sich dergleichen Dünste ansetzen. Die große Sonnenhitze zieht insonderheit in heißen Sommertagen viele derselben in die Höhe. Wenn eine Menge von ihnen in der Luft schwebt, so wird diese davon schwüle, für Menschen und Vieh abmattend, und zum Athmen sehr beschwerlich. Sie verhalten sich aber selten lange in der Luft. Nach und nach vereinigen sie sich mit den Regenwolken, die dadurch ein schwärzliches Ansehen bekommen; und in denselbigen werden sie theils vom Winde, theils durch eine ihnen eigene, anziehende Kraft immer näher zusammen gebracht. Hier findet sich denn in ihrer Natur die wunderbare Einrichtung, daß sie, indem sie aneinander gerieben wor-

den,

den, sich selbst entzünden und so verzehren *) Das giebt den Bliz. Dieser geht hernach so lange fort, als er in erreichbaren ähnlichen Dünsten seine Nahrung findet. Daher sehen wir sein Feuer bald in creuzweiser, bald in schlangenförmiger, bald in breiter Gestalt. Der Bliz erhält sich unter dem stärksten Regenguß, und scheint darunter zuweilen mehr genährt, als gelöscht zu werden. Da diese Entzündung plözlich entsteht, und sich verbreitet, so wird dadurch die Luft gewaltsam ausgedehnt. Das verursacht, wie die Flamme, die aus einem losgebrandten Schießgewehr herausfährt, den merklichen Schall, den wir Donner nennen. Der Donner ist also immer eine Folge des Blizes, und dieser selten ohne Donner; ob wir gleich den lezten in weiter Entfernung, wie z. B. bey dem sogenannten Wetterleuchten nicht allezeit vernehmen. Derselbe ist überhaupt stärker oder schwächer, nachdem der Bliz stärker oder schwächer, näher oder entfernter ist: und sein Schall verdoppelt sich, und rollet lange fort, wenn er sich an hohe Gebäude, oder Gebirge und Wälder stößt, von denen er zurückprallet. Der Bliz hat eine außerordentliche Kraft. Das beweisen seine großen und oft wunderbaren Wirkungen. Er zersplittert die stärksten Bäume, zerspaltet die dicksten Mauren, schmelzet die

Schnal-

*) Fast denselben Ursprung, den der Bliz hat, haben noch andere feurige Lufterscheinungen. Z. B. das Sternschneuzen, der fliegende Drache ꝛc. wie die Einfalt diese Dinge nennt. Auch sie entstehen aus gewissen brennbaren Dünsten, die sich mit der Zeit selbst entzünden.

Schnallen in den Schuhen, das Geld in der Tasche, dringt durch Mark uud Bein, und tödtet zuweilen Menschen und Vieh auf der Stelle, wo er niederfährt. Kommt man auf frischer That dahin, wo, wie man sagt, das Gewitter eingeschlagen hat, so spürt man gemeiniglich einen starken Geruch von Schwefel und andern solchen Dingen, woraus das Schießpulver verfertigt wird. Es muß also der Blitz aus ähnlichen Dingen erzeuget oder wenigstens damit unterhalten werden. Der Donner schadet niemanden, außer daß er manchmal das Gehör betäubt. Die sogenannten Donnerkeile, die man hie und da findet, rühren nicht vom Donner her, sondern es sind mehrentheils Ueberbleibsel von steinernen Hämmern und andern Werkzeugen, deren sich unsre Vorfahren, statt der eisernen, bedienten, oder auch in der Erde entstandene Steine.

An sich betrachtet ist nun dieses Werk freylich eine fürchterlich prächtige Erscheinung in der Natur. Daß sie aber nicht etwa bloß in der Absicht da sey, die Menschen in Furcht und Schrecken zu setzen, darf wohl niemanden erst gesagt werden. Ein jegliches Gewitter läßt, wenn es vorüber ist, zu deutliche Spuren seiner Wohlthätigkeit zurück, als daß man auf solche Gedanken kommen könnte. Ob man gleich seine ganze ausgebreitete Nutzbarkeit noch wenig überschauet, so dürfen wir uns doch nur erinnern, was schon weiter oben angeführt worden, daß nämlich die Luft, dieses Hauptelement der Lebendigen und Gewächse, eben durch Beymischung so mannigfaltiger Dünste ihre heilsame Kraft erhalte, um die Nützlichkeit desselben zu begreifen. Auch die brennbaren Dünste sind ein sehr nöthiger Zusatz zu der Luftmaterie,

rie, aus der Menschen, Thiere und Pflanzen Gesundheit und Stärke einathmen. Das Schwüle, das sie in der Luft verursachen, befördert nicht nur die Ausdünstung der belebten Körper, die dadurch, und durch die im Winter erfolgende Kälte desto dauerhafter werden, sondern auch vornämlich das Kochen der Säfte in dem Pflanzenreiche. Die Entzündung dieser Dünste läutert die Luft, und schaft zugleich die schädlichen Theile aus derselben hinweg. Wer empfindet es nicht, so oft ein Gewitter eine Zeitlang in der Luft regiert hat, wie erquickend hernach die Luft ist. Die schwüle Luft, die dann wieder abgekühlt ist, erweitert die beklommne Brust; und ein reiner, frischer Odem ermuntert die ganze empfindende Schöpfung. Daher singen die Vögel nach dem Gewitter fast eben so frölich, als beym Aufgang der Sonne am frühen Morgen. Der Regen, der mit einem Gewitter erfolgt, ist mehrentheils der fruchtbarste. Das Feuer des Blitzes, und die schwüle Luft erwärmet denselben, und machen ihn dadurch für das Erdreich noch kräftiger. Die starke Erschütterung des Donners scheint die Wurzeln der Gewächse zu lüften und sie so zur Empfänglichkeit des nahrhaften Regenwassers noch besser zuzubereiten. Daher steht in Feldern und Gärten alles nie frischer, als nach einem Gewitterregen. So offenbar ist auch dieses Werk, wie alle andere in der sichtbaren Welt, eine sehr wichtige Anstalt. Welche Weisheit und Güte, daß sich brennbare Dünste in der Luft sammlen, und auch selber entzünden und verzehren müssen! — Daß die Natur aus ihren eignen Mitteln das Feuer herbeygeschaft, das zur Reinigung der Luft für die belebten und unbelebten Geschöpfe

schöpfe so nöthig ist! — Daß das vorzüglich im heißen Sommer geschieht, worin zum Reifen der Pflanzen und Früchte schwüle Luft erfordet wird; und dann doch auch die Lebendigen einer abgekühlten, erquickenden Luft so sehr bedürfen, wenn ihre Säfte nicht in Fäulniß gerathen sollen. Daß die Entzündung dieses Feuers fast allezeit unter starkem Regen entsteht, wodurch dieser für die Gewächse desto kräftiger wird, und auch zugleich die Gebäude der Menschen begossen werden, damit sie nicht so leicht Feuer fassen! — Alles das ist ein sichtbarer Beweis, daß der Allmächtige nicht zum Schrecken und Verderben auf den Wolken, wie auf einem Wagen, im Donnerwetter fährt. Werden dann und wann durch den Blitzstrahl Gebäude angezündet, und Menschen getödtet, so ist das doch, insonderheit der letzte Fall, sehr selten. Nach einer genauen Berechnnng der Verstorbenen hat man unter vielen Tausenden etwa einen gefunden, der vom Gewitter erschlagen worden. Man lernt auch schon immer mehr einsehen, daß die Menschen sich vor der schlimmen Wirkung des Gewitters wenigstens einigermaaßen sichern können. Wer z. B. zu der Zeit, während welcher ein Gewitter in der Luft steht, freye Anhöhen, heiße und von vielen Menschen dunstige Zimmer, hohe Gebäude und hohe Bäume meidet, wohin der Blitz gern herabfähret, der hat schon den Wetterstrahl nicht so sehr zu fürchten. Noch mehr Sicherheit davor geben die Blitzableiter, eine neuere Erfindung der Menschen. Nach dieser werden an und über den Gebäuden eiserne Stängelein oder auch starker Eisendrath so angebracht, daß ihnen der Blitzstrahl nachziehen und eine unschädliche Richtung neh-

men

men muß. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden es die Nachkommen in dieser Kunst noch weiter bringen, und vielleicht dem Gewitter seine Gefährlichkeit größtentheils benehmen können. Solche Vorsicht kann auch gar nicht unrecht seyn. Die Menschen haben nach und nach Mittel gefunden, sich vor den Ungemächlichkeiten der Kälte und Hitze, des Regens und Windes zu schützen und niemand hält das für unrecht. Warum sollte es weniger recht seyn, sich durch Blitzableiter vor schädlichen Blitzen zu verwahren, als vor der Kälte in einen warmen Pelz zu hüllen, oder vor der Hitze den kühlen Schatten eines Baumes zu suchen. — Es sind dieß alles Witterungen einer Natur eines Herrn. Und derselbe Gott, der den Menschen hiezu Verstand gab, und Pelzwerke wider die Kälte und Schatten wider die Hitze verschaft, giebt ihnen auch Verstand und Materialien zur Verfertigung der Blitzableiter. Man kann sich also immer soviel als möglich vor der Gefahr des Gewitters in Acht zu nehmen suchen. Und wohl dem, der unterdessen Vertrauen genug zu dem hat, der unter dem Himmel blitzet und donnert, um mitten im Donnerwetter getrost zu denken: wenn der Herr mich tödten wollte, so hoffe ich doch auf ihn! — Der hat denn auch an diesem Werke das prächtigste Schauspiel der Allmacht Gottes in der sichtbaren Welt. Er wird zwar dabey noch seine eigene Ohnmacht tief in allen Adern empfinden, und sich, bey dem Anblick des flammenden Himmels, und bey dem Krachen des Erderschütternden Donners des Gedankens nicht enthalten können: wie gar nichts sind doch alle Menschen in Vergleichung mit dem, der ihr Wohl und Weh in seiner

Gewalt hat! Aber auch diese Empfindungen und Gedanken schaden dem Menschen nicht. Vielmehr bedarf das menschliche Herz, das so leicht im Glücke trotzig, als in der Noth verzagt wird, derselben. Er muß immer lebendiger erkennen, daß er unter einer Macht stehe, der nichts widerstehen, aber von der er auch alles hoffen kann. Dieß bewahrt ihn auf der einen Seite vor dem so unanständigen als gefährlichen Sinn, der stolz frägt: wer ist der Gott, dem ich gehorchen soll? Und dieß gründet auch auf der andern Seite wieder in ihm den wahren Heldenmuth, worauf alle Ruhe und Sicherheit eines so hinfälligen Geschöpfes, als der Mensch ist, beruhet: daß er, so lange er den Herrn des Donnerwetters kindlich fürchtet, sich vor nichts in der Welt mehr scheuet. Darum mag sich der Allgewaltige und Gnädige immer im Gewitter laut anmelden; da wir zu unserm wahren Glück unter seinem allmächtigen Einfluß so offenbar und auf alle Weise gedeihen! —

Der Wind.

v. 3.

„Du gehest auf den Fittigen des Windes.„

Die Luft, von der wir schon wissen, daß sie die Erde von allen Seiten umgiebt, steht niemals ganz stille. Das kann man an den meisten leicht beweglichen Dingen unter freyem Himmel merken. Fast beständig sind z. B. die Blätter der Bäume, die schlanken Halme des Grases, die kleinen Federn der Vögel, die Oberflächen der Gewässer, die Fahnen an den Masten der Schiffe ꝛc. in einiger Bewegung. Zuweilen neigen sich auch vor unsern Augen die langen

Kornstengel beynah bis zur Erde; es werden hohe Bäume gewaltig gebogen, einige mit den Wurzeln ausgerissen, und Stroh und Rohrdächer sehr zerstöhret. Wir hören dabey zugleich ein starkes Krachen der Gebäude, und durch die Ritzen der Thüren und Fenster ein lautes Pfeifen und Heulen. Diese Wahrnehmungen zeugen alle davon, daß die Luft bald mehr, bald weniger in unaufhörlicher Bewegung sey. Solche Bewegung der Luft ist das, was man den **Wind** nennt.

Der Wind selbst würde von unsern Sinnen nicht mehr empfunden werden, als das feine Element, die Luft, in der er entsteht, wenn ihn seine Macht, die er an andern Dingen beweiset, nicht so merklich machte. Wer auf die Wirkungen desselben genau Achtung giebt, besonders wenn sie einigermaaßen heftig sind, und sich an Kornfeldern und Waldungen äußern, der findet daran eine gewisse Aehnlichkeit mit den Bewegungen eines durch die Luft streichenden Vogels. Wie ein Vogel, indem er mit ausgebreiteten Fittigen in der freyen Luft fliegt, diese durch das Heben und Niederdrücken seiner Flügel, in gleichförmige Schwingungen setzt; so scheint auch der Wind, indem er seine Macht über langes Gras and Korn und über die Bäume ausbreitet, gleichfömige Schwingungen in der Luft zu verursachen. Das hohe Gras und Korn und die Wipfel der Bäume beugen sich erst vor ihm, und heben sich hernach hinter ihm gleich wieder empor. Insonderheit bringt er die Oberfläche des Wassers in solche wellenförmige Bewegung. Nach dieser Aehnlichkeit der Wirkurgen des Windes mit den Bewegungen geflügelter Geschöpfe redet der Psalmiste von

demsel-

demselben, als hätte er Fittige; ohne ihn eben im eigentlichen Verstande selbst für ein beflügeltes Ding zu halten.

Daß in der Luft stets schwächere oder stärkere Bewegungen vorgehen müssen, läßt sich leicht begreifen; obgleich der Punkt, wo die Bewegungen anfangen und wieder aufhören, nicht genau angegeben werden kann. Die Luft, wie wir oben gefunden haben, ist eine viel feinere und flüssigere Masse, als das Wasser. Sie ist daher auch durch die geringste Veränderung, welche in ihr vorgeht, in Bewegung zu bringen. Da nun so unzählige Lebendige in derselben leben, athmen und sich regen, so muß sie schon dadurch nothwendig immer ein wenig gerührt werden. Ihre stärkere Bewegungen können aus verschiedenen Ursachen entstehen. Sie kann z. B. in einer Gegend schwerer werden als in der andern; und das geschieht, z. E. so oft über einer Gegend Regenwolken schweben und auf die Luft drücken; unterdessen in der andern der Himmel heiter ist, und die Sonnenwärme die Luft dort verdünnet. Auf diese Weise wird das Gleichgewicht in der Luft aufgehoben, und dieselbe geräth in eine Art des Flusses. Das lehren auch mancherley Erfahrungen. Regenwolken, die sich ihrer Last in Strichregen entledigen, bringen gemeiniglich Wind mit sich, wie z. B. bey dem sogenannten Aprilwetter; und jener legt sich wieder, sobald dergleichen Wolken ausgeleert, oder vorübergezogen sind. So bleiben auch auf vielen heißen und trocknen Tagen, worin die Hitze die Luft sehr ausdehnt, heftige Stürme selten aus. Ueberdem finden sich auf dem Erdboden in einigen Gegenden große Oefnungen, aus denen manchmal unterirrdi-

irrdisches Feuer hervorbricht, und davon die erheblichsten feuerspeiende Berge oder Volkane genannt werden. Wenn diese in Dampf und Feuer ausbrechen, so rühren sie ebenfalls die obere Luft auf. Ferner ist das große Weltmeer in beständiger Unruhe; es hebt sich, und fällt wieder so regelmäßig, als der Pulsschlag. Dieß hat sicherlich keinen geringen Einfluß auf die Bewegung der Luft. Insonderheit ist es höchstwahrscheinlich, was gelehrte und ungelehrte Beobachter der Witterung behaupten, daß der treue Gefährte der Erde, der Mond, durch seine Bewegungen außer andern Veränderungen in der Luft auch öfters Wind hervorbringe. Ist denn erst aus einer oder der andern Ursache die Luft in Bewegung gesetzt worden, so kann diese Bewegung durch mancherley Nebenumstände im Fortgang leicht vermehrt werden, und ein mäßiger Wind hernach zu einem heftigen Sturm anwachsen.

Daran liegt uns nun soviel nicht, die Entstehungsart des Windes genau zu kennen, als uns daran liegen muß, seine Nützlichkeit wohl einzusehen. Gewiß kann man ihn auch noch mit zu den unerkannten Wohlthaten in der Natur rechnen. Weil er zuweilen dem menschlichen Körper etwas beschwerlich wird, oder hie und da am Getraide, an Wäldern und Dächern einigen Schaden verursacht, so mögen noch manche glauben, daß er überhaupt ein sehr entbehrliches oder gar ein höchstschädliches Ding in der sichtbaren Welt sey. Aber das ist er fürwahr nicht. Die Luft, wie hier nochmals zu bedenken ist, leihet allen Lebendigen den Odem, und wird durch die Vermischung der verschiedenen Dünste, die sie in sich sammlet, das wich-

tigste

tigste Element des irrdischen Lebens. Dazu muß dieselbe aber fleißig gerührt werden. Herrschte darin eine beständige Stille, so würde sie nicht nur, gleich stehendem Wasser, mit der Zeit faul und stinkend werden, sondern auch die mannigfaltigen Dünste nicht gehörig durcheinander kommen. Was das für Leben und Gesundheit der Erdbewohner für nachtheilige Folgen haben würde, haben schon manche traurige Erfahrungen bewiesen. Man hat Beyspiele, daß Menschen, die auf einmal in Gewölber oder Gemächer getreten sind, welche lange verschlossen gewesen, auf der Stelle den Tod gefunden haben. Das konnte von nichts anders herrühren, als daß die Luft darin durch langwierigen Stillstand faul und dumpfigt geworden war. Dem Uebel beuget der Wind vor. Indem derselbe bald aus dem Morgen, bald aus dem Abend, bald aus Mittag, bald aus Mitternacht wehet, so bleibt die Luft in beständiger Bewegung, die Dünste, die darin schweben, werden untereinander gerührt, und sie vor schädlicher Fäulniß bewahrt. Zugleich macht die verschiedene Himmelsgegend, aus der er abwechselnd herkommt, daß die Luft kalt oder warm, feucht oder trocken wird; welches den Körpern der Lebendigen viel zuträglicher ist, als wenn sie stets das eine oder das andere seyn sollte. Schon dieses ersten wichtigen Vortheils wegen muß jeder Vernünftige die weise Absicht mit dem Winde bewundern. Außerdem verschaft er uns aber noch unzählige andere. Er ist es z. B. der im Frühjahr die überflüssigen Feuchtigkeiten des Erdreichs verzehren hilft; der die Wolken aus fernen Gegenden herbey treibt, und sie über diejenige Gegend führt, welche nach Regen schmach-

 tet,

tet, oder sie wieder weiter bringt, wenn eine Gegend Nässe genug bekommen hat. Er ist es, der die fleißigen Landleute in heißen Sommertagen abkühlt, die sonst, besonders zur Zeit der Erndte des Tages Last und Hitze kaum aushalten würden; der in den Gegenden, wo die Gelegenheit fehlt, Wassermühlen anzubauen, die so nöthigen Mühlen treibt. Er ist die beste Hülfe zur Schiffahrt, durch die die Menschen auf dem ganzen Erdboden Umgang pflegen, und sich die mannigfaltigen Güter der Erde einander mittheilen können; da auf großen Meeren kein Seefahrer fortkommen kann, wenn nicht in die ausgespannten Seegel günstige Winde blasen. Es ließen sich noch mehr Dienste, die der Wind uns leistet, anführen. Aber, mich dünkt, die gedachten sind schon Ersatz genug für die geringen Ungemächlichkeiten, die er uns dann und wann verursacht. Wir sehen daraus, daß wir auch an ihm einen lauten Verkündiger des unsichtbaren Urhebers aller Dinge haben. Der Odem unsers Mundes, den wir aus der Luft schöpfen, muß rein und gesund seyn. Das ist er nur, wenn die Luft unaufhörlich gerührt wird. Auf eine in so manchen Stücken noch unergründliche Art ist dieß würklich veranstaltet, daß die Luft nie ganz stille steht. Wie auf großen Meeren beständig kleinere oder größere Wasserwogen sich wälzen, so ist auch in der großen Luftsee, worin unsre Erde schwebt, ein beständiges schwaches oder starkes Wallen und Wiegen. Diese Bewegungen in der Luft ziehen sich einmal von Morgen nach Abend, ein andermal wieder von Abend nach Morgen; dann wieder von Mittag nach Mitternacht, oder umgekehrt. So wird nun die Luft mit ihren mannigfalti-

faltigen Dünsten stets gerührt, und für uns rein und gesund gemacht. So bekommen wir die nützliche Abwechselung von feuchter und trockner, von kalter und warmer Witterung, welche uns und unsern Feldfrüchten so heilsam ist. So werden uns zur Zeit der Dürre Regenwolken zugeführt, und zur Zeit der Nässe solche wieder abgenommen. So empfinden wir mitten im heißen Sommer noch einige Abkühlung. So werden Mühlen und Schiffe getrieben. &c. Und wer kann alles das Gute verstehen, welches uns der Wind stiftet? — Was für Kunst und Güte dessen, der auf den Fittigen des Windes wandelt!

Die Gewalt, die der Wind zu manchen Zeiten äußert, prediget zugleich sehr laut die Macht des grossen Herrn der Welt. Der Wind hebt zuweilen starke Haydebäume mit den Wurzeln aus, stürzet Häuser ein, verheeret ganze Dörfer und Kornfelder. Diese Kraft giebt ihm der, von dem alle Kraft in aller Welt herkommt, und der auch in mächtigen Sturmwinden beweiset, was er kann. Das wird hier durch das Wandeln Gottes auf den Fittigen des Windes schön ausgedrückt. Obgleich der Grundherr der Natur in keinem Körper wohnet, und also auch nicht auf Füßen einhergeht, so ist es doch ein treffendes Bild seiner Stärke, die er im Winde offenbahret. Unter den Fußtritten eines starken Mannes, wenn derselbe auch nur behende einhergeht, schmieget und bieget sich alles. So kommts da, wo der Wind sich in seiner ganzen Stärke zeigt. Mit einer gewissen Behendigkeit breitet er sich in dem sanften Elemente der Luft aus; aber demohnerachtet muß sich alles unter ihm schmiegen und biegen, indem er über Berg und

Thal dahin brauset, so stark ist er. Und das ist er doch eigentlich durch Gott. Der rüstet ihn mit solcher Kraft aus. Der weiset ihm die Bahn, die er gehen muß. Der hilft beyden, Menschen und Vieh, durch ihn zu einem reinen frischen Odem. Der sorgt auch durch ihn dafür, daß wir keinen Mangel haben sollen an irgend einem Guten. Daran wollen wir denken, so oft wir Gras, Korn und Bäume unter der Macht des Windes sich beugen sehen. Das wollen wir empfinden, so oft der Wind um unsre Ohren sauset, oder durch unsre Wohnungen heulet. Wir wollen denn auch im Sturmwind und in Stille Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den fühlen, der uns im Sturmwind und in Stille so wohlthut.

III.) Der innere Zusammenhang der betrachteten Dinge in der sichtbaren Welt, und ihre gemeinschaftliche Wirksamkeit zu einem Hauptzweck.

v. 4.

„Du machest zu deinen Engeln (Gesandten) Winde, und „zu deinen Dienern Feuerflammen.„ *)

Sonne, Luft, Wolken, Gewitter und Wind, das sind die Dinge, welche sich über der Erde unter freyem Himmel vorzüglich unterscheiden lassen. Und diese haben wir bisher einzeln betrachtet, und uns von einem jeden derselben einige nähere Kenntnisse gesammelt. Als wir unsre Betrachtungen anfingen, sahen wir erst das Ganze der sichtbaren Welt von aussen an. Jetzt, da wir damit zu Ende sind, wollen wir unsre Augen noch einmal in die Höhe richten, und alle diese einzelnen Dinge wieder im Ganzen nach ihrer innern Verbindung kurz überschauen, um zu sehen, was sich nun daraus, nach den gemachten Bemerkungen, ergeben werde.

Hoch über dem blauen Lufthimmel, und über dem allen, was man darunter gewahr wird, befindet sich also die Sonne. Diese wirkt ausserdem, daß sie um sich her Luft verbreitet, unter sich auf die feine flüßige Materie der Luft, in welcher die Erde schwebt, und

*) Da in dem Psalm durchaus blos von der sichtbaren Welt gehandelt wird, so kann auch in der obigen Stelle nicht von eigentlichen Engeln, oder höheren Geistern die Rede seyn.

erwärmt dieselbe durch ihre wärmende Kraft, wie Feuer das Wasser erwärmt. Die warme Luft zieht in die Lebendigen, indem diese daraus ihren Odem schöpfen, und dringt auch in das Erdreich, in die Gewächse, und in die grossen und kleinen Gewässer, die auf Erden befindlich sind. Dadurch gerathen die mannigfaltigen Feuchtigkeiten in den belebten und unbelebten Dingen in Bewegung, und einige derselben lösen sich in feine Bläschen los; die, weil sie leichter sind, als die Luft, von dieser emporgehoben werden. So entstehen Nebel und Wolken. Unter den aufsteigenden Dünsten sind auch solche, die sich entzünden können. Diese machen die Wolken zu Gewitterwolken. Die oben schwebenden Dünste drücken dann auf die Luft, wodurch dieselbe an manchen Orten dicker und schwerer wird, als an andern, wo die Sonnenhitze die Luft mehr ausdehnt, und verdünnet. Dies hebt das Gleichgewicht in der Luft auf, und verursacht darin eine Bewegung, das heißt: es wird Wind. Der treibt hernach die zerstreuten Dienste, die in der Luft aufgestiegen sind, näher zusammen. Nun fliessen die wässerichten in einander, werden mithin zu schwer, als daß die Luft sie länger tragen könnte; und so fallen sie in Thau, Regen, Hagel, Reif und Schnee auf die Erde herab. Die brennbaren Dünste, die der Wind und ihre eigene anziehende Kraft ebenfalls näher zusammen bringt, reiben sich an einander, entzünden sich; und das giebt in der Luft Blitz und Donner. Alles das ist bey Betrachtung jedes dieser Dinge zu seiner Zeit ausführlich gezeigt worden.

Hier aber erkennen wir nun ganz deutlich, daß alle diese Dinge in einem sehr genauen Zusammenhang stehen.

stehen. Offenbar könnte eins ohne das andere entweder gar nicht seyn, oder doch wenigstens nichts auf Erden wirken. — Wäre z. B. die Sonne nicht dort oben, die durch ihre wärmenden Strahlen, vermittelst der Luft, Dünste von der Erde in die Höhe zieht, so könnten Nebel, Wolken und Gewitter nicht entstehen. Wäre aber auch die Sonne da, und es fehlete die Luft zwischen ihr und der Erde, so könnte ihre Wärme nicht auf die Erde herabwirken und also ebenfalls Wolken und Gewitter nicht werden. Wäre weiter die Luftmaterie nicht so fein und flüßig, daß sie leicht das Gleichgewicht verlieren kann, so gäbe es keinen Wind, der die Dünste vereiniget, und zu Regen und Gewittern nach allen Gegenden der Erde hintreibt. Nur dadurch, daß diese Dinge insgesamt da sind, daß jedes von ihnen die Natur hat, welche es hat, daß sie so über und unter einander stehen, wie sie stehen, daß sie sich einander ablangen und gleichsam die Hände reichen — dadurch werden sie erst geschickt, die grossen und mannigfaltigen Veränderungen zu bewirken, welche durch sie bewirkt werden. Sie machen also alle zusammen ein Ganzes aus, das aus sehr verschiedenen Theilen besteht. Wir sehen, daß sie eine grosse Maschine darstellen, die aus vielen Rädern zusammen gesetzt ist, und worin ein Rad immer in das andere greift, um sie im Gange zu erhalten.

Dieß Werk steht auch, wie wir weiter sehen, nicht einen Augenblick stille. Ein jeder Theil desselben ist in unaufhörlicher Wirksamkeit. Die Sonne läuft seit Menschengedenken ihre Bahn, kommt täglich wieder, und wirkt zur Erwärmung auf die Luft. Diese

nimmt

nimmt die empfangne Wärme immer an, um sie der Erde mitzutheilen. Die Erde giebt unaufhörlich Dünste zu Nebel, Wolken und Gewitter her; es nebelt und thauet, regnet und schneiet, blitzet und donnert seit Menschengedenken unter dem Himmel. Der Wind thut auch immerfort das Seine. Er wehet noch, wie er seit Menschengedenken gewehet, bald aus dieser bald aus jener Gegend, rühret die Dünste in der Luft durch einander, und führet die Wolken nach allen Enden der Erde hin. So ist jedes dieser Dinge an seiner Stelle thätig, und so sind sie auch alle gemeinschaftlich in beständiger Arbeit. Wir haben also an ihnen nicht blos eine Maschine, sondern auch eine im Gange seyende Maschine, nicht blos ein wahres Kunstwerk, sondern auch ein **Werk**, das beständig gleich wirksam bleibt.

Wozu dasselbe so unaufhörlich arbeitet, können wir auch einsehen. Für sich hat es offenbar nichts davon. Seine Theile werden dadurch nicht besser und nicht schlechter. Sonne, Luft, Erdreich ꝛc. bleiben, wie sie immer gewesen sind. Aber was werden wir mitten in dieser Maschine gewahr? Hierin befinden sich lebendige, empfindende Wesen tausendfältiger Art. Es wimmeln darin so viel Menschen, Vieh, Vögel, Gewürme, Fische ꝛc. daß sie nicht zu zählen sind. Diese alle haben mancherley Triebe, Fähigkeiten und Kräfte, zu deren Erhaltung, Entwickelung und Vervollkommnung verschiedene Mittel erfordert werden. Diese wollen, um nur etwas anzuführen, von Zeit zu Zeit Nahrung haben; und alle streben sie darnach, das zu werden, was sie ihrer Natur nach wer-

werden können, und sich ihres Daseyns zu erfreuen. Nur dazu haben und erhalten sie wirklich alles.

In Ansehung der Menschen fällt uns das sogleich in die Augen. Sie sind und werden mit alle dem reichlich versorgt, was ihre Bedürfnisse erheischen. Sie leben, sie schöpfen alle Odem. Sie haben Speise für den Hunger, Getränke für den Durst, Kleidung für die Blösse, Arzeney wider die Krankheit, Wärme wider die Kälte, Schatten wider Hitze, Licht zum Sehen bey ihren Geschäften, und Finsterniß zur Ruhe nach der Ermüdung ꝛc. Indem sie dabey allenthalben mit Gegenständen umgeben sind, die auf sie wirken und sie zum Empfinden, zum Denken und Handeln anreitzen, so werden zugleich alle ihre Fähigkeiten und Kräfte in Thätigkeit gesetzt. Darin sind auch alle Menschen der Hauptsache nach gleich bedacht. Unter allen Himmelsstrichen wohnen Menschen; und wo welche wohnen, findet sich auch für jeden unter ihnen das, was zu seiner Erhaltung, Entwickelung, und Vervollkommnung nöthig ist. Selbst der ungeborne Mensch in Mutterleibe hat schon das, was zu seiner Vervollkommnung dient. Denn wir sehen offenbar, daß auch alles, was Menschen heist, mit Lust lebt, und daß alle Menschen aus kleinen, schwachen Kindern nach und nach erwachsene Menschen werden, und also an Vollkommenheit zunehmen.

Aber auch von allen übrigen empfindenden Wesen lehrt die Erfahrung eben das. Da ist keins, das vergessen wäre, keins das so unvollkommen bliebe, wie es vorhin war; keins, das nicht in seiner Art vollkommen würde, und alles hätte, was ihm dazu helfen könnte, daß es sein Daseyn froh genösse. Man be-

betrachte nur die Lebendigen um sich her, von dem Grösten bis auf den kleinsten, ob ihnen nicht zu ihrer Erhaltung, Vervollkommnung, und zu ihrem Wohlseyn alle Mittel dargeboten werden? — Das Lamm erwächst nach und nach zum Schaafe; der unbefiederte Vogel entfliegt mit der Zeit seinem Neste; der kleine Fisch, den vorhin unser Auge kaum entdeckte, füllet mit der Zeit eine ganze Schüssel; der Wurm, der in seiner ersten Entwickelung uns völlig unsichtbar war, kreucht mit der Zeit sichtbar vor unsern Augen. Und was wärs denn, warum das Lamm so munter im weichen Grase hüpfte, der Vogel so fröhlich unter den grünen Zweigen sänge, der Fisch so lustig im frischen Wasser spielte, der Wurm sich so gewaltig im Staube krümmete, den unser Fußtritt unvorsichtig zerquetscht, — was wärs, sage ich, warum jedes empfindende Wesen so gern lebte, wenn es nicht das wäre, daß jedes das alles hätte, was ihn sein Leben mit Wohlseyn empfinden liesse? —

Alles also, was in dieser grossen Weltmaschine Empfinden und Leben hat, das hat und bekommt darin diejenigen Mittel, welche sein Leben unterhalten, seine Fähigkeiten und Kräfte entwickeln, ihm zu seiner Vollkommenheit gedeihen, und wahrhaftig wohlthun. Wodurch nun allen empfindenden, lebendigen Wesen diese Wohlthaten verschafft werden, das zeigt der Augenschein, wenn wir nur ein wenig darauf merken. Es kommt eigentlich und zunächst von der grossen Weltmaschine her, worin sie sich befinden. Wir wollen hier nicht wiederholen, was schon oben von dem Nutzen der Sonne, der Luft und jedes einzelnen Theiles der sichtbaren Welt für die Lebendigen gesagt worden.

den. Aber auch von dem Ganzen ist es klar, daß es gradezu auf die empfindenden lebendigen Wesen wirkt, und beständig an deren Entwickelung und Vervollkommnung arbeitet. Dahin vereinigen sich alle Wirkungen dieser grossen Weltmaschine. Ihr Daseyn und ihre beständige Thätigkeit ist es hauptsächlich, wodurch alle die Mittel dargereicht werden, die zur Erhaltung, Entwickelung und Vervollkommnung der empfindenden Wesen, welche darin leben, erforderlich sind; kurz, wodurch ihnen insgesamt wohlgethan wird. —

Welch eine Anstalt und welch ein Kunstwerk haben wir darin vor Augen! Ein Ganzes aus solchen Theilen, als Sonne, Luft, Wolken, Gewitter, Wind und Erdreich sind, zusammen gesetzt, — eine Maschine, die unaufhörlich in Arbeit bleibt, die ganz dazu gestellt und beständig dazu thätig ist — unzählige Millionen empfindender Wesen, unzählbare Arten, die sie in sich faßt, zu beleben, zu erhalten, zu vervollkommnen — Hier müssen wir mit unserm Nachdenken noch ein wenig stehen bleiben.

Dies Werk wird uns vollends Licht über das geben, woran allen denkenden Menschen so äußerst viel gelegen seyn muß, und dem wir bisher nachgeforscht haben. Wir haben mit dem Psalmisten bey unsern Betrachtungen über die sichtbare Welt schon immer, als ausgemacht, vorausgesetzt, daß ein Gott, ein unsichtbarer, verständiger Grundherr aller Dinge, da wäre. An dem Werke da vor uns werden wir es nun am besten beurtheilen, ob das mit gutem Grunde vorausgesetzt werden könne? — Es ist zwar jedes einzelne Ding in der Welt, der Mensch, der Wurm,

die

die Pflanze, ebenfalls ein Kunstwerk, und immer die Welt im kleinen. Wer nicht aus unglücklicher Laune alles bezweifelt, sondern Gründe bey sich gelten läst, der hat auch daran schon genug, um seinen Glauben an Gott festzustellen. Indessen, da man sieht, daß ein Mensch immer von einem andern, ein Wurm von einem andern, eine Pflanze von einer andern herkömmt, so könnte der Zweifelsüchtige hiebey noch denken, daß die Abstammung eines dieser Dinge von einem andern seiner Art vielleicht in einer unendlichen Reihe hinaufwärts fortgienge; obgleich dieser Gedanke für die gesundeste Vernunft allezeit höchstunverdaulich wäre. Denn dabey bliebe das gröste Geheimniß, die kunstvolle Bildung der thierischen Körper und der Pflanzen, die sich in Ansehung der erstern bis auf jede Ader, jede Muskel, und in Ansehung der letztern bis auf jede Faser, jedes Blatt erstreckt, und zu welcher der Vordermann gar nichts beyträgt, noch immer ganz unaufgelöset.

Allein der Zweifel kann bey dem großen Werke draußen unter dem Himmel nicht statt finden. Sonne, Luft, Wolken, Gewitter, Wind und Erde sind offenbar auch ein kündliches Ganze. Und dieses stammt doch nicht von einem andern, wie ein Mensch vom andern ab. Wie wollte man sich das Daseyn desselben erklären, wenn man solches nicht in einer verständigen Ursache außer ihm denken sollte? — Als ein Werk des blinden Zufalles; so ein Werk? Dawieder sträubt sich alle Vernunft, die in dem ganzen Umfang ihrer Erfahrungen keine Wirkung ohne Ursache findet, und sich auch keine Wirkung ohne Ursache vorstellen kann. Oder wollen wir denn weiter gehen, und annehmen,

nehmen, daß, wie Menschen, Menschen zeugen, und jedes einzelne Ding in der Welt in einem vorhergehenden andern seinen Grund hat, auch Sonnen, andere Sonnen zeugeten, oder ganze Weltkörper in andern Weltkörpern ihren Grund hätten? — Das wäre nicht unmöglich. Aber auch dabey bliebe das Daseyn Gottes noch gewiß, und es würde selbst dadurch noch klärer. Wir wollen nicht einmal daran denken, daß wir damit wieder noch immer nicht die Ursache der künstlichen Verbindung der Sonne, der Luft, der Erde ꝛc. zu einem Ganzen hätten; und daß man, wofern man nicht einen lebendigen, verständigen Urheber außer der Welt voraussetzte, leb- und verstandlose Dinge (denn das sind doch auch ganze Sonnen und Welten) zu ersten Ursachen alles Lebens und Denkens in der Welt machen, mithin in den Wirkungen etwas zugestehen müsse, wovon sich in den Ursachen selbst kein Grund fände; welches der offenbarste Unsinn wäre.

Allein eben alsdann lösen sich alle Sonnen und Welten in ein einziges Ganzes auf. Denn es sind ja nicht blos Sonnen und Welten da, sondern dieselben stehen und gehen auch in dem unermeßlichen Raum in solcher Ordnung, daß eine der andern in ihrer Stellung und Bahn im Geringsten nicht hinderlich wird. Wäre das nicht; könnte eine der andern auf irgend eine Weise zu nahe kommen, so würde eine allgemeine Zerrüttung im Weltgebäude erfolgen, und dasselbe durch sich selbst zu Grunde gerichtet werden. Wenn nun auch Sonnen und Welten aus andern Sonnen und Welten hervorgiengen, so wäre doch damit nur erst ihr Daseyn begreiflich. Woher käme denn aber der allgemeine Zusammenhang zwi-

schen allen Sonnen und Welten? — Was besorgt die abgemessene Stellung und Bahn so vieler Sonnen und Welten? Durch welche Kunst würde es bewirkt, daß von ältern Sonnen und Welten die neuen Geburthen gerade so in das gränzenlose Gebieth des Weltalls hingeschleudert und darin so unter und neben einander angebracht werden, wie es schlechterdings nothwendig ist, wenn ein Ganzes werden und dieses Ganze bestehen soll? — Hier müßte man sein Auge des Leibes und des Geistes recht mit Fleiß zudrücken, um der unseligen Thorheit fähig zu seyn, zu denken, es wäre kein Gott; oder es strahlet einem jeden vernünftigen, aus dieser wundervollen Vereinigung aller Dinge zu einem Ganzen, die Wahrheit heller als die helleste Sonne entgegen: Es ist ein Geist, durch den alles gewirkt wird; es lebt ein Gott. Den konnten wir also mit Recht voraussetzen; und, da sich der Glaube an ihn unsrer Vernunft mit solcher Gewalt aufdringt, so können wir ihn auch aus unsrer Erkenntniß nicht verdrengen. Aber nicht nur das Daseyn, sondern auch die Eigenschaften Gottes, soviel wir jetzt davon zu unserm wahren Wohl zu wissen nöthig haben, verkündigt uns die sichtbare Welt. Wir sehen, daß in derselben alles aufs beste zu einem Ganzen verbunden ist. Gleichwie bey jedem einzelnen Dinge z. B. bey einem Baum Wurzeln, Stamm, Aeste, Blätter, und in jedem Blatte wieder alle Fasern, genau zu einem Ganzen stimmen; oder wie am menschlichen Körper, Haupt, Rumpf, Hände, Füße, und in diesen weiter jeder Knochen, jede Ader, und Muskel ein regelmäßiges Ganzes darstellen; so schicken sich auch Erde, Luft rc. Sonne zusammen, und machen

mit einander ein ordentliches Ganzes aus. Verfolgen wir die sichtbare Welt mit unsern Blicken noch weiter, so zeigt es sich, daß dieses aus Erde, Luft rc. Sonne zusammengesetzte Ganzes nur ein Theil eines noch größeren Ganzen sey, mit dem es eben so geschickt zusammen hängt, als es in seinen einzelnen Theilen weislich verbunden ist. Und jenes größere Ganze ist, so weit man es zu beobachten im Stande ist, auch dergestalt geordnet, daß man deutlich sieht: alle Sonnen und Welten stehen in der besten Eintracht, und machen ein einziges herrliches Ganzes aus. Diese Uebereinstimmung so vieler und so verschiedener Dinge, als das unermeßliche Weltall in sich fasset, zu einem Ganzen, lehret uns aufs deutlichste in der Grundursache der Welt, — in Gott — die Höchste Erkenntniß und Weisheit erkennen. Ein Wesen, das solches Ganze anordnet, und in allen Theilen, vom grösten bis zum kleinsten, aufs beste zu Einem verbindet, muß nothwendig ein Geist seyn, welcher alle Dinge genau kennet, ihre Naturen, ihre Kräfte und Wirkungen völlig durchschauet, wozu jedes Ding gut sey, wie und wo es in der großen Maschine der Welt angebracht seyn müße, gründlich versteht, auch mit einem untrieglichen Blick das Nahe, Ferne und Entfernteste, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige übersieht. Nur so ein Geist ist im Stande, aus Millionen Sonnen und Welten das vortreflichste Ganze zu veranstalten, das wir da vor uns sehen. Und solchen Geist haben wir uns also in Gott zu denken.

Wir werden ferner gewahr, daß das große Werk der sichtbaren Welt nach allen seinen Theilen beständig in Bewegung ist, und, gleich einer Maschine,

 unauf-

unaufhörlich seinen Gang fortgeht. Die Sonne, die Luft, die Wolken, das Gewitter, der Wind und die Erde rc. diese sind immer thätig. Das sind auch weiter herab alle übrigen belebten und unbelebten Dinge hier auf Erden bis auf den geringsten Theil an ihnen. Jedes Blutkügelchen in unsern Adern, jedes Saftkügelchen im Wurm und in der Pflanze befindet sich in beständiger Bewegung. Diese Thätigkeit der Theile kommt zunächst von andern einzelnen Theilen der sichtbaren Welt selbst her. Sie untereinander erhalten sich in Bewegung; einer treibt den andern, wie in einer Maschine ein Rad das andere bewegt. So z. E. wirkt die Sonne auf die Luft, und diese weiter auf die Erde; und man kann gewissermaaßen behaupten, daß Sonne, Luft, Erde durch ihre vereinigte Wirkung weiter herab alle empfindende Wesen auf Erden beleben, und in Thätigkeit erhalten. Denn die Luft, aus der alle Lebendigen ihren Odem schöpfen, und von der auch alle Pflanzen mit ihrem Leben abhängen, ist doch das nothwendige äußere Triebwerck unsers leiblichen Lebens, und dieses der erste Grund aller Bewegung, die in unsern Körpern vorgehen. — Aber die Thätigkeit des ganzen, aus Sonne, Luft, Erde bestehenden Wercks, wo kommt diese her? — Es ist doch auch ganz in Bewegung; und da es ein lebloses Werk ist, so kann es den Grund seiner Thätigkeit so wenig in sich selber haben, als ihn unser Herz bey seinen Bewegungen in sich selbst hat; sondern er muß außer demselben seyn. Wahrscheinlich ist dessen Haupttriebrad unsre Sonne. Allein diese ist auch noch leblos, und ebenfalls wieder in Bewegung. Sie muß also auch noch von einem andern

Dinge

Dinge außer sich getrieben werden. Das kann wohl eine noch größere Sonne bewirken, die wieder von einer dritten umgewälzt wird. Und dieß, daß eine Sonne immer von einer andern in Bewegung erhalten wird, kann so fortgehen, bis zu einer Hauptsonne im Mittelpunkt des Weltalls hinauf, die dann, als das letzte und größeste Triebrad, stets im Gange erhalten wird, und so das übrige Ganze im Gange erhält. Wie dem nun auch immer seyn mag; so ist soviel gewiß, die Welt ist ein Ganzes, das immer im Gange bleibt. Dieß erfordert eine allgemeine Grundkraft, die es zusammenhält, und stets gangbar macht. In der Maschine selbst kann diese Grundkraft, dieses eigentliche Triebwerk des Ganzen, nicht liegen. Es muß dieselbe vielmehr so nothwendig in etwas außer ihr befindlich seyn, als es augenscheinlich ist, daß jeder Theil der großen Weltmaschine von einem andern außer sich in Thätigkeit erhalten wird. Und da kann sie in keinem andern zu suchen und zu denken seyn, als in dem verständigen lebendigen Urheber ihres Daseyns — in Gott. In Gott ist also Kraft, und zwar diejenige Kraft, welche das Ganze durchgreift, und darin alles in allen wirkt. Ganz richtig redet daher auch der Psalmist in Ansehung aller Werke unter dem Himmel Gott immer in der gegenwärtigen Zeit an: Du breitest aus den Himmel, wie einen Teppich; du wölbest es oben mit Wasser, du fähreſt auf den Wolken, wie auf einem Wagen, und gehest auf den Fittigen des Windes. Denn da alle diese Dinge beständig da sind und beständig in Wirksamkeit bleiben; und das nicht durch ihre eigene Kraft, sondern in jedem Augenblick wahrhaft durch

die Kraft der ewigthätigen Gottheit, so muß man auch nach der Wahrheit also reden. Zugleich erhellet daraus, was für eine entsetzlich große Kraft die Gottheit besitzen müße. Man bedenke: die Welt ist unermeßlich; ganz unzählbare Sonnen und Welten sind darin zu einer Maschine verbunden. In derselben ist hier unten von jedem Bluttheilchen in uns und in andern Lebendigen, von jedem Sonnenstaube an bis zur nächsten Sonne über uns, und von da weiter durch alle Sonnen und Welten hindurch bis zum Triebrade des Ganzen hinauf: und wiederum von demselben eben so rückwärts durch alle Sonnen und Welten bis zu dem geringsten Saftkügelchen im Wurm und in der Pflanze herab alles in unaufhörlicher Bewegung. Das alles wirkt im Grunde in jedem Augenblick die ewige Kraft Gottes. Sie ist es, die allen Dingen außer sich Daseyn und Thätigkeit mittheilet; die die große Maschine der Welt beständig im Gange erhalten muß, und durch dieselbe durchgreift bis in jeden Wurm, auch bis in mich; die auch mich belebt, auch mein Herz Tag und Nacht schlagen macht, und mein Blut in meinen Adern herumtreibt. Welcher Abgrund der Macht Gottes! Was für ein Blick, in diese Tiefe im Geist nur ein wenig herabzuschauen! Schauder müste man in allen Adern fühlen, so oft man daran dächte, wenn man nichts weiter, als diese unendliche Macht in der Gottheit erkennen könnte.

Aber der Hauptzweck, wozu die grosse Maschine der sichtbaren Welt mit vereinigten Kräften wirkt, giebt uns auch über die Gesinnung des Allmächtigen noch einen Aufschluß, welcher die schauervollen Vorstellungen von der Allmacht wieder mildert, und in

die freudigste Anbetung verwandelt. Es ist in Ansehung des Theils der unermeßlichen Welt, den wir bewohnen, klar, daß alles darin zur Entwickelung, Ausbildung und Vervollkommnung empfindender Wesen wirksam ist. Dazu ist unsre Sonne und Luft, Wolken, Gewitter, Wind, Erde, u. s. w. offenbar gestellt, und in unaufhörlicher Arbeit. Dies ist freylich nur ein kleiner Winkel, nur gleichsam eine kleine Hütte in der unbegränzten Stadt Gottes, den wir inne haben. Indessen können wir sicher annehmen, daß es der Hauptsache nach auf allen jenen andern Weltkörpern eben so seyn werde. Sie haben alle den Grund ihres Daseyns ursprünglich in derselben Ursache, worin dieser unser Wohnplatz mit seinem Inhalt gegründet ist, und machen alle zusammen ein Werk eines Gottes aus. Schon darum müssen sie mit diesem Theil des Weltalls viel gemeinschaftliches haben. Ueberhaupt sind sich nicht zwey Geschöpfe in der Welt in allen Stücken unähnlich; obgleich auch keins mit dem andern völlige Aehnlichkeit hat. So sind sich z. B. Menschen, Thiere, Pflanzen und Steine hier auf Erden einander darin ähnlich, daß sie alle in ihrem Anfang klein sind, durch Wachsthum nach und nach grösser werden, und zuletzt wieder eine Verwandlung leiden. Und daß sie sich auch in vielen Stücken unähnlich sind, fällt jedem in die Augen. Alles in der Welt ist nach diesen zweyen Hauptregeln gebildet, nach Aehnlichkeit und Verschiedenheit; wodurch die unendlichste Mannigfaltigkeit und Schönheit des Ganzen befördert wird. Das ist auch an jenen übrigen Weltkörpern gewissermassen schon sichtbar. Sie haben, wie unsre Erde, eine runde Gestalt; eine ordentliche

Bewegung, und werden wie dieselbe, von Sonnen beschienen. Wir können also, sage ich, sicher annehmen, daß die ganze Welt in allen ihren übrigen Theilen, wie hier, mit empfindenden lebendigen Wesen, unter denen sich auch die grösseste Aehnlichkeit und zugleich die grösseste Mannigfaltigkeit findet, erfüllt ist, und daß die ganze grosse Weltmaschine überall zur Entwickelung und Vervollkommnung derselbigen wirke. Das ist aber offenbar ein wohlthätiger Zweck, den wir weder der leb- und verstandlosen kleinern Maschine, die Sonne, Luft, Erde u. s. w. zusammen ausmachen, in Ansehung der Lebendigen auf diesem Weltkörper; noch der leb- und verstandlosen grossen Maschine, die die ganze Welt ist, in Ansehung der lebendigen Wesen auf andern Weltkörpern, zuschreiben können. Denn keine von beyden hat, wie erwiesen ist, eine eigene, unabhängige Bewegungskraft, sondern beyde werden beständig durch die Kraft Gottes in Thätigkeit erhalten; und keine von beyden hat auch Verstand, sich selbst solchen Zweck zum Ziel ihrer Thätigkeit zu setzen. Es muß jener Hauptzweck, wozu sie wirken, die Absicht des verständigen und lebendigen Grundwesens der Welt seyn; das sich der sichtbaren Weltwerke nur zur Erreichung derselben bedient. Das merkt der Psalmist von zweyen Dingen in der sichtbaren Welt an, wenn er sagt, du (Gott) machest zu deinen Engeln, oder Gesandten, Winde, zu deinen Dienern Feuerflammen, oder Blitze. An diesen Dingen fällt es recht deutlich in die Augen, daß sie auf den Willen und zu der Absicht eines andern thätig sind. Heftige Winde und Blitze sind seltenere Erscheinungen in der sichtbaren Welt, als Sonne, Luft, Erde.

Und

Und ob sie gleich an sich kein Leben und keinen Verstand besitzen, so zeigt sich doch an ihnen, wenn sie erscheinen, eine gewisse Eilfertigkeit, die sonst nur Lebendigen eigen ist. Gleich verständigen Bothen und Bedienten, die auf den Winken ihrer Obern forteilen, und das ausrichten, wozu sie befehliget sind, eilen starke Winde und einige Blitze pfeilschnell fort, und richten das aus, wozu sie kraft ihrer Natur vom Herrn der Welt bevollmächtigt werden. Darum führt sie der Psalmist hier zum Beyspiel an. Im Grunde gilt eben das von allen übrigen Dingen in der sichtbaren Welt. Wie sie alle ihre Kräfte von dem haben, der alles in allem wirkt, so sind sie auch mit der Aeusserung derselben dem Willen des Grundherrn der ganzen Welt unterworfen, und nur Mittel und Werkzeuge Gottes zur Ausführung seiner Absicht. Oder noch richtiger zu reden; Gott wirkt durch alle sichtbare Weltwerke unaufhörlich zu der Absicht, unzählbare Millionen lebendiger Wesen zu entwickeln, zu vervollkommnen, mit einem Worte, allen in aller Welt wohlzuthun.

Diese Absicht Gottes bey seiner unaufhörlichen Thätigkeit zeuget von einer Güte in ihm, deren Grösse, wie sein Verstand und seine Macht, unendlich ist. Denn alles, was in der Welt lebt, das belebt er; was vollkommen wird, das rückt er zu grösserer Vollkommenheit hinauf; was seines Daseyns froh ist, das macht er froh; auch mein Leben, mein Fortschritt zur Vollkommenheit, jede angenehme Empfindung meines Herzens ist eine Wirkung dieser seiner unendlichen Güte. Da nun das Reich der Lebendigen, wie die Welt selbst, im Umfang und in der Dauer gar keine

Gränzen hat, worin sich die Güte Gottes thätig erweiset, so sieht ein jeder, daß die menschliche Sprache kein Wort haben könne, um die Liebenswürdigkeit des Gottes völlig auszudrücken, der von sich, als aus einem unerschöpflichen Meere, Leben und Lust in Millionen Strömen über eine unermeßliche Welt voll Geschöpfen leitet.

Aus allen diesen auf so offenbaren Erfahrungen gegründeten Wahrheiten läßt sich nun von der unsichtbaren Gottheit eine Beschreibung zusammen setzen, für deren Richtigkeit sich die ganze sichtbare Welt verbürget. Man pflegt zwar in Ansehung der Menschenwelt eine Schöpfung, eine Erhaltung und eine Regierung zu unterscheiden, und Gott darnach Schöpfer, Erhalter und Regierer zu nennen. Dies ist an sich eine unschuldige Erleichterung des menschlichen Verstandes, sich die wohlthätige Wirksamkeit Gottes auf den gegenwärtigen Zustand der Menschen deutlich zu machen. Denn wie wir doch in diesem einen Anfang, ein Mittel und ein Ende unterscheiden können, so können wir uns Gott auch in Rücksicht auf denselben, als unsern Urheber, Erhalter, und Regierer denken. Genau aber alles erwogen, läßt sich in Gottes Thätigkeit von uns keine besondere Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt abtheilen. So schwer es uns immer werden mag, eine von Gott abhängige Welt, zugleich als ewig zu denken; so unmöglich ist es doch, daß Gott, jene unendliche Kraft, jemals unthätig gewesen seyn, oder noch ruhen könnte. Eine unendliche Kraft ohne Wirkung, ein ruhender Gott, wäre ein wahres Unding. Auch kann Gott in einem Augenblick seines ewigen Seyns nicht thätiger seyn,

als in dem andern. Wie er von Ewigkeit zu Ewigkeit da ist, so ist er auch von Ewigkeit zu Ewigkeit gleich thätig oder ein ewig schaffender Gott. —

Wir haben uns ihn also, als Grundursache der Welt betrachtet, als ein Wesen vorzustellen, welches Verstand, Kraft und Güte im höchsten Grade besitzt, und welches sich nach dieser seiner ganzen Natur, zum Beleben, Vervollkommnen, und Wohlthun einer unermeßlichen Welt voller Geschöpfe von Ewigkeit zu Ewigkeit immer gleich thätig beweiset.

Beschluß.

Wir haben vorhin die Summe aller Erkenntnisse von Gott aus den angestellten Betrachtungen über die sichtbare Welt gehört. Nun wollen wir zum Beschluß auch die Summe aller Empfindungen, Gesinnungen und Erwartungen nochmals kurz zusammen fassen, die daraus bey uns entstehen müssen. Es ist unwidersprechlich gewiß: es lebt ein Gott, ein höchstverständiges, mächtiges und gütiges Wesen, von dem das fortdauernde Daseyn der ganzen unermeßlichen Welt gewirkt wird, und das von Ewigkeit zu Ewigkeit gleich thätig ist, in der großmüthigen Absicht, allen wohlzuthun und alles möglichst zu vervollkommnen. Dies läßt sich aus den sichtbaren Weltwerken von vernünftigen Geschöpfen deutlich wahrnehmen. Wir befinden uns nun auch mit in der Welt, welche Gott darstellet und durch seinen unbegreiflichen Einfluß, als eine grosse Maschine, stets im Gange erhält, um sich darin nach seiner ganzen Majestät zum Wohlthun aller unaufhörlich geschäftig zu beweisen. Und wir sind auch vernünftige Geschöpfe, die es einsehen können, die Welt sey durch ihn, bleibe durch ihn immer im Gange; und jedes Gute, was jede Creatur in jeglichem Augenblick dadurch erhalte und was ihre Vollkommenheit befördere, rühre eigentlich von seiner ewig wohlthätigen Wirsamkeit her. Wir begreifen also: Gott ist der allervortreflichste Geist und zugleich der großmüthigste Wohlthäter. Was müssen wir bey dieser Einsicht, sobald sie nur einigermassen in uns klar und lebendig ist, empfinden? — Ein Verstand, der für alles denkt — eine Kraft, die eine

unbegränzte Welt in Thätigkeit erhält — eine Güte, die alles belebt und allen zur Vollkommenheit forthilft — die sich in dieser großmüthigen Geschäftigkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit gleich bleibt — diese können wir nicht denken, ohne uns zugleich zur grösten Bewunderung, zur tiefsten Ehrfurcht und zur innigsten Freude hingerissen zu fühlen. Es liegt hier nichts daran, genau zu wissen, was sich dieses höchste Wesen aus solchen unsern Empfindungen mache. Genug sie gebühren demselben, und wir können sie ihm, vermöge unsrer vernünftigen Natur, nicht vorenthalten. Sie können ihm aber auch nicht gleichgültig seyn, da er selbst unsre Natur so eingerichtet hat, daß wir solche große Eigenschaften nicht ohne dergleichen Empfindungen betrachten können; vielmehr muß er sie in uns wollen.

Besonders rührend ist die Vorstellung von seiner unendlichen Güte, die sich zum Wohlthun über die ganze empfindende Welt so sichtbar verbreitet, und die wir vernünftigen Bewohner der Erde in vorzüglichem Maaße an uns erfahren. Wir waren erst nicht da, wusten wenigstens ehedem nicht, was Leben hieße. Und nun sind wir, wir leben nun wirklich mit Bewustseyn. Wir hatten vorher nichts; und nun haben wir so vieles. Hier einen Leib mit allen nöthigen Gliedern ausgerüstet; äusserlich Augen zum sehen, Ohren zum hören, Füße zum gehen, Hände zum anfassen, eine Zunge zum schmecken und sprechen rc.; innerlich so mannigfaltige Stücke, die die nothwendigsten Lebensgeschäfte, als das Odemholen, die Verdauung der Nahrungsmittel, den Umlauf des Bluts rc. ohne unser Zuthun verrichten. In dem kunstvollen Bau dieses

ses Leibes eine Lebens- und Denkkraft; eine vernünftige Seele, durch die wir fähig sind, die Dinge kennen zu lernen, welche zu unsrer Erhaltung und Vervollkommnung dienen; ein gefühlvolles Herz, das so gestimmt ist, daß uns durch Augen und Ohren und alle Sinne von allen Seiten frohe Empfindungen zuströmen können. So bereitet sind wir ohne unser Wissen und Vermuthen in dieses Leben gesetzt worden. Als wir darin ankamen, waren wir völlig unvermögend, selbst für uns das Geringste zu besorgen. Aber das hinderte unser Fortkommen nicht. Kaum erblickten wir das Licht, so waren auch schon andere Hände in Bereitschaft, die aus einem natürlichen Trieb, die Sorge für uns gern über sich nahmen. Unter Wartung und Pflege fremder Hände wuchsen wir nach und nach heran; unsre Kräfte und Fähigkeiten entwickelten sich, und wir lernten dieselben zu unserm Vortheil gebrauchen. Hierauf wurde es immer besser für uns. Wir konnten nun selbst unsre Wohlfahrt bedenken und besorgen, so weit unsre Einsichten und Kräfte reichten. Und was diese nicht allein vermogten, das wurde noch weiter durch fremde Dienste ersetzt. Da arbeiten nicht nur Sonne, Luft, Wolken, Gewitter, Wind und Erdreich rc. für uns; sondern es waren auch viele tausend Hände anderer Menschen in der Welt beschäftigt, davon die Frucht, obgleich jeder an seiner Stelle, blos für sich zu arbeiten schien, uns im Grunde mit zu statten kam. So sind wir geworden, was wir sind. So haben wir bis auf diesen Augenblick alles erhalten, was uns wahrhaftig nöthig und gut war. So genossen wir schon manche frohe Tage; wurden aus mancher Noth errettet, und

gewannen mit jedem Fortschritt auf der Bahn unsers Lebens an Vollkommenheit. Und das hat noch kein Ende. Wir leben noch. Wir können noch weiter unserm Glücke nachtrachten. Die Sonne, die Wolken, das Erdreich ꝛc. dienen uns noch immerfort. Es arbeiten noch immerfort viele tausend Hände in der Welt auch zu unserm Besten. Dadurch wird uns noch täglich Gutes zu Theil; und mit jedem Tage, der sich an unsre Lebenstage reihet, häufet sich die Summe der Wohlthaten über uns mehr an. Das ist doch in kurzem die wahre Geschichte unsers irdischen Zustandes. Sehen wir dieselbe unpartheyisch an, so müssen wir gestehen, daß alles darin aufs Beste angeordnet ist. Und wer veranstaltete dieß? Wer besorgte diesen Bau des Leibes? Wer gab uns diese Kräfte und Fähigkeiten der Seele? Wer entwarf diesen Plan unsers Lebens so weise, und setzte gewissermassen Himmel und Erde in Bewegung, denselben bisher so gütig mit uns auszuführen? Wir mögen darüber nachdenken, so viel wir wollen, immer werden wir bekennen müssen: nicht unsre Weisheit, nicht unsre Macht war es, die uns zu dem machte, was wir sind. Gott — jene oberste Quelle des Lebens und des Guten, der alles in allem wirkt, und sich aller seiner Werke erbarmet, der ließ es auch uns so gut werden, als wir es schon gehabt haben; der ist uns noch immer nahe, wirkt in uns, und macht, daß wir es noch so gut haben. Das muß uns nothwendig in unserm Innersten rühren. Ein starker Zug des Herzens, dem wir nicht ohne die unnatürlichste Gewalt widerstehen können, muß uns zu Gott hin ziehen; unsre ganze Seele Dank gegen ihn werden, und Freudenthränen müssen sich in unsern

Augen

Augen hervordrängen. Wir müssen uns vom brennendsten Eifer durchdrungen fühlen, ihm uns ganz zu ergeben, seiner fernern Waltung uns mit dem ununumschränktesten Vertrauen zu unterwerfen, und ihm auf alle nur möglichste Weise unsre Gegenliebe zu beweisen, mit dem zärtlichsten Wunsche, seines Beyfalls würdig zu seyn. Solche Empfindungen wirkt der lebendige Glaube an den ewigen Vater und Wohlthäter unsers Daseyns. Und da sie daraus so natürlich entspringen, und seiner und unsrer Natur so angemessen sind, so schicken sie sich auch gewiß in die Reihe unsrer übrigen Empfindungen.

Indem wir uns aber von solchen Empfindungen belebt fühlen, so werden wir auch ernstlich darauf bedacht seyn, unsre Liebe gegen Gott thätig zu machen, um uns seines Beifalls zu erfreuen. Wie wir das anfangen sollen? — Das kann uns nicht viel Nachsinnens verursachen. Ihm selbst können wir keine eigentlichen Dienste leisten; da er der Brunnen aller Seligkeit ist, und von Menschen Händen weder gepflegt werden kann, noch darf. Allein wir erkennen deutlich: Alle seine Werke sind zum Guten, zum Wohlthun und zur Vervollkommnung gerichtet und dazu unermüdet geschäftig. Sonne, Luft, Wolken, Erdreich rc. arbeiten, jegliches Ding an seiner Stelle, dazu, und dazu treten dieselben auch mit denen ihnen verliehenen Kräften am Ende alle zusammen. Das thun dieselben nicht aus eigner Entschließung; denn sie sind dergleichen nicht fähig, sondern ihr Schöpfer ordnet sie so, daß sie nicht anders gehen können. Ihres Schöpfers, Gottes Wille ists also, daß alles in seinen Werken gut seyn und zum Guten, zum Wohl-

thun

thun wirken soll: Oder vielmehr Gott wirkt durch alles zu diesem Zweck. Wir sind auch Gottes Werke. Uns hat er auch mit Kräften ausgerüstet; nur mit dem Unterschiede, daß er die Anwendung unsrer Kräfte unsern eignen Einsichten und Entschließungen überlassen hat, weil bey verständigen Geschöpfen der Zwang nicht statt findet, unter welchen Sonne, Luft und Erdreich ꝛc. stehen. Daß wir unsre Kräfte von ihm nicht umsonst haben können, läßt sich leicht denken. Warum sollten wir allein eine Ausnahme hierin machen; da sonst alles in seiner Welt thätig ist? Eben so leicht ist es einzusehen, wozu wir mit unsern Kräften wirken sollen. Es gehörte eine Art von Verrückung dazu, wenn ein Mensch sich einbilden könnte, daß es dem Urheber seines Wesens und seiner Kräfte gleichgültig wäre, ob man sich zum Bösen oder zum Guten geschäftig bewiese; Schaden, Elend und Jammer anrichtete, oder Heil, Glück und Freude beförderte. So wäre der Mensch das einzige Werk Gottes, das nicht mit den übrigen stimmte, das einzige, das den Absichten Gottes entgegen arbeiten, und sich zum Ungeheuer in der herrlichen Welt machen dürfte. Da alles, was Gott schaffet, gut ist, alles zum Guten, zur Vollkommenheit, zur Freude abzwecket, so ist es auch unser heiliger Beruf von Gott, dazu nach denen uns mitgetheilten Kräften möglichst thätig zu seyn. Dadurch allein können wir ihm ähnlich, und wahrhaftig seines Beyfalls werth werden.

Die ersten, an denen wir diesen Beruf zu erfüllen haben, sind wir ohnstreitig selbst. Mein Leben, mein Wohlseyn und meine Vervollkommnung liegt mir zunächst am Herzen. Nichts empfinde ich früher

und stärker als mein eignes Wohl und Weh, und alle meine Gedanken und Wünsche gehen dahin, jenes zu erhalten und dieses von mir zu entfernen. So hat Gott meine Natur eingerichtet. Es ist also gewiß sein väterlicher Wille: ich soll auf mein Bestes denken, und darnach trachten, daß ich auf alle Weise an Vollkommenheit gewinne, und mich dauerhaft wohlbefinde. Und wenn ich das thue, wenn ich mein ganzes Wesen in Thätigkeit setze, und alle meine Kräfte aufbiete, um selbst gut und glücklich zu werden, so handele ich mit dieser meiner ersten und unaufhörlichen Sorge sicherlich zu seinem Wohlgefallen. Aber wir sind es nicht allein hier auf Erden, die Wohl und Weh empfinden, und nach Vollkommenheit streben. Es ist da eine ganze Welt voller Lebendigen, die gleichen Beruf in sich fühlen, und also auch mit uns gleiches Recht und Vollkommenheit haben. Diese könnten wir unmöglich freventlich in ihren Wohlseyn kränken, ohne damit dem Erbarmer aller seiner Werke zuwieder zu handeln. Wir sind Theile eines Ganzen; und darauf müssen wir bey unserm Bestreben nach Glückseligkeit beständig Rücksicht nehmen. Ein Theil kann für sich nicht bestehen noch weniger zum Nachtheil des Ganzen wahrhaftig glücklich seyn. Vorzüglich gilt das von der großen Anzahl Wesen unsrer Gattungen, die um uns her leben, vom ganzen Menschengeschlechte. Mit demselben stehen wir auf mancherley Weise in noch genauerer Verbindung. An einige von ihnen als an unsre Eltern, Ehegatten, Kinder, Geschwister rc. fesseln uns schon gewisse natürliche Bande, so stark, daß wir ihr Wohl und Weh beynah wie unser eignes empfinden. Wir sind außer-

dem auch Glieder einer besondern größern Gesellschaft, deren Schicksaale gleichfalls mit den unsrigen in so vieler Absicht verwebt sind.

Unsre Nachbarschaft, unser Vaterland und dessen Obere, was die trift, das hat auch mehr oder weniger immer in unsern eigenen Zustand Einfluß. Ueberhaupt ist in unsrer Natur, wie beynah in der Natur aller Geschöpfe von einerley Gattung, ein gewisser Mitlaut der Empfindungen mit den Empfindungen unsrer vernünftigen Mitgeschöpfe, welcher schon blos dadurch erregt wird, daß sie auch Menschen sind. Wir fühlen uns natürlich geneigt, mit fröhlichen Menschen frölich zu seyn und mit weinenden zu weinen; oder in jedem Menschen uns selbst zu empfinden. Dieser genaue Zusammenhang, worin unser eignes Wohl mit dem Wohl der übrigen Menschenwelt steht, lehrt uns deutlich, daß ein Mensch für sich allein nicht glücklich werden kann. Wir würden uns in der That selbst schaden, wenn wir irgend einem andern Menschen in seiner Vollkommenheit und Glückseeligkeit hinderlich seyn wollten, hergegen können wir unser eignes Glück nicht besser befördern, und sicherer gründen, als wenn wir alle, ein jeder nach seinen Einsichten und Kräften an seiner Stelle, zur Förderung und Befestigung des allgemeinen Besten unaufhörlich geschäftig sind. Es verhält sich mit den verschiedenen Gliedern der menschlichen Gesellschaft wirklich, wie mit den verschiedenen Gliedern an unserm Körper. Wie dieser sich am besten befindet, wenn jedes Glied desselben das ist und das thut, was es zum Wohl des ganzen Körpers seyn und thun soll; so steht es auch mit dem

 gesamm-

gesammten Menschengeschlechte am besten, wenn jeder darin das ist, und das thut, was er zum Wohl des Ganzen seyn und thun kann. Unser eigner Vortheil verpflichtet uns also schon zur allgemeinsten, thätigsten Menschenliebe. Aber wir können auch den Willen Gottes nicht sicherer treffen, unsre Liebe gegen ihn auf keine bessere Weise thätig seyn lassen, und uns sein Wohlgefallen nicht gewisser versprechen, als wenn wir uns die allgemeinste, thätigste Menschenliebe zur heiligsten Pflicht machen. Die Triebe und Neigungen, welche Menschen mit Menschen so natürlich zusammenhalten, sind eben sowohl seine Gesetze, als das seine Gesetze sind, welche Sonne, Luft und Erde zu einem Ganzen verbinden. Und wie er die verschiedenen Dinge in der sichtbaren Welt mit verschiedenen Kräften ausgerüstet, und zu einer großen Maschine von vielen Rädern verbunden hat, um solche zu einem Zweck, zum gemeinsamen Besten, wirksam zu machen; so hat er auch die verschiedenen Menschen mit verschiedenen Gaben ausgestattet, und zu einer großen Maschine verbunden, um dadurch ihre gemeinschaftliche Glückseligkeit desto besser zu befördern. Setzen wir uns nun das Wohl der ganzen Menschheit zum Ziel unsrer Wünsche und Bestrebungen; fangen wir mit wohlthätiger Geschäftigkeit in dem Kreise der Unsrigen an, dehnen dieselbe hernach weiter auf unsre Nachbaren und Mitbürger aus und helfen übrigens, soweit wir dazu Kräfte und Gelegenheiten haben, daß unter den Menschen des Elends immer weniger, der Glückseligkeit immer mehr werde; so werden wir nicht nur nach und nach immermehr eine glückselige Familie, sondern sind auch mit un-

sern ewigen Vater zu gleicher Absicht thätig, und erfüllen den wichtigsten Theil unsrer Bestimmung.

Das ist in kurzen unser Beruf vor Gott, so wie sich derselbe aus sorgfältiger Betrachtung der sichtbaren Welt ergiebt. Wir können den Grundherrn aller Dinge, und die Absicht, wozu er thätig ist, in seinen Werken fühlen und finden; das Glück, durch ihn und unter ihm zu leben, stets froh empfinden; wir können, durchdrungen von diesen Empfindungen, immer eifrig seyn, ihm in der Anwendung unsrer Kräfte zum Guten ähnlich zu werden, und so unser eignes Wohl schaffen, aber auch, wie er, unser aller Vater, zur Förderung des wahren Wohls unsrer Mitmenschen treu mit arbeiten, in der aufrichtigen Absicht, uns seines väterlichen Beyfalls zu versichern. Und das sollen wir thun.

Geschicht das nun wirklich von uns, was dieser unsrer hohen Bestimmung gemäß geschehen kann und soll, so entsteht in uns eine Glückseligkeit, welche schon in ihrem unvollkommsten Anfang etwas göttliches mit sich führt. Wir sehen und empfinden dann in allen Werken der Schöpfung die herrlichste Einrichtung und Uebereinstimmung zu den wohlthätigsten Endzwecken, und schon darüber freuen wir uns. Wir erkennen und bewundern darin zugleich einen allmächtigen, höchstwohlthätigen und ewiggeschäftigen Geist, und unsre Freude wird dadurch noch größer. Wir betrachten diesen höchsten, besten Geist selbst als unsern wahren Vater, beten ihn in tiefster, kindlichster Demuth an, und unsre Freude wallet in Entzücken auf. Wir fühlen uns mächtig gereizt, mit Demselben zu gleichen Absichten thätig zu seyn, bieten alle

unsre Kräfte auf, wie er, in unserm Denken und Thun, Verstand, Ordnung und Wohlthätigkeit herrschen zu lassen, um ihm zu gefallen, und wir empfinden es, daß wir dabey seines Beyfalls nicht unwürdig seyn können. Nun schwinden alle Herrlichkeiten dieser Erden um uns her, wir schließen uns im Geiste dicht an die Urquelle alles Lebens und alles Guten an; und wir schmecken ein göttliches Vergnügen. Einer solchen Würde und Glückseligkeit sind wir fähig; dazu finden sich wahrhaftig Anlagen in unsrer vernünftigen Natur.

Und das alles kann in uns immer mehr angebauet werden. Jetzt ist unser Wissen in allen Dingen nur Stückwerk; die Werke Gottes sind von unendlicher Anzahl und Mannigfaltigkeit, und wir kennen noch die wenigsten davon. Eben darum ist auch unser Eifer im Guten nur Stückwerk; wir fangen nur erst die Uebung unsrer edelsten Fähigkeiten und Kräfte in einzelnen Versuchen an. Mit der Zeit können wir tiefer in die Werke und Anordnungen Gottes einschauen lernen, und so unsre Einsichten, die wir jetzt von Gott und seinen wohlthätigen Endzwecken haben, vermehren. Damit wird es uns denn auch immer leichter werden, in nützlicher Geschäftigkeit thätig zu seyn; und, indem wir uns im Guten fortgesetzt üben, an guten Fertigkeiten zuzunehmen. Dieß muß jene unsre Glückseligkeit nothwendig gar sehr erhöhen. Das alles läßt sich nicht nur von uns deutlich begreifen, sondern hier in uns regt sich auch ein mächtiger Trieb nach wachsender Vollkommenheit und Glückseligkeit, der keine Gränzen kennt. Aber dürfen wir darauf rechnen, daß dieser brennende Durst

unsrer

unsrer Seele nach Vollkommenheit und Glückseligkeit werde gestill werden? Werden wir nach und nach immer weiser, besser und glückseliger werden? Das kann, bey gehöriger Ueberlegung alles dessen, was wir aus den betrachteten Werken unter dem Himmel von Gott und von unsrer Bestimmung erkannt haben, kaum noch die Frage seyn. Sonne, Luft, Wolken, Gewitter, Wind, Erde; diese Dinge, die doch nicht um ihrentwillen, noch weniger um Gotteswillen, sondern lediglich zum Dienst empfindender Geschöpfe, und vorzüglich der Menschen, da sind, dauren fort, und gehen ewig ihren gewissen Gang. Gott erhält dieselbigen, und setzt sie eben zur Entwickelung und Vervollkommnung empfindender Wesen in beständige Thätigkeit. Und diese Wesen, um derentwillen jene Dinge eigentlich da sind, sollten vergehen; Es sollten da draußen in der Welt so viel bleibende Anstalten für uns gemacht seyn, und wir selbst sollten nicht fortdauren? Dann wäre die große, wundervolle Maschine der Welt blos dazu eingerichtet, und durch Gottes Kraft in immerwährender Thätigkeit, um die Geschöpfe einige flüchtige Jahre zu pflegen, und mit Zerstörung vieler Millionen lebendiger Wesen ein grausames Spielwerck zu treiben. Nein! so große und weitläuftige Anstalten setzen höhere und würdigere Endzwecke voraus. Wozu wäre wohl hier in uns ein so herrliches Fundament zum unaufhörlichen Anbau unsrer Vollkommenheit und Glückseligkeit, wenn nicht darauf etwas Großes errichtet werden sollte? Offenbar sind wir auch im beständigen Fortschritt auf dem Wege zur Vollkommenheit. Wir sind jetzt schon ganz andere Menschen, als wir bey unserm Eintritt

in dieses menschliche Leben waren. Damals waren wir noch blos empfindende Wesen, und nun sind wir schon denkende Menschen. Damals hatten wir noch nicht die geringste Einsicht, und nun sehen wir doch schon manches ein. Damals hatten wir noch gar keine Fertigkeit in irgend einem Guten, und nun sind wir doch schon in diesem und jenem Guten geübt. Damals bestand unser Wohlseyn nur in einigen körperlichen Wohlgefühlen, und nun ist die Summe unsrer frohen Empfindungen, welche uns Sinne, Verstand, Gedächtniß, Einbildungskraft, Natur und Gesellschaft ꝛc. zuführen, schon nicht mehr zu zählen. Und vermehrt sich das alles nicht immerfort? Sowahr keiner von uns noch der unwissende, unerfahrne, und ungeübte Mensch ist, der er in seiner ersten Kindheit war; so gewiß bleibt kein einziger da stehen, wo er einmal steht. Unsere eigene Natur arbeitet sich rastlos vorwärts. Die große Maschine der Welt setzt, durch alle ihre Wirkungen, unsern Verstand in beständige Arbeit, und treibt uns an, unsre Kräfte zu üben. Alle Begebenheiten in der menschlichen Gesellschaft, die wir erfahren, alle Vorfälle, die wir in unsern Tagen erleben, beschäftigen unsre Empfindungs- und Denkkraft. Es vergeht kein Augenblick, darin nicht etwas unsern inwendigen Menschen aufweckt, forttreibt, richtet und zu größerer Vollkommenheit fördert. Dadurch werden wir mit jedem Tage aufs neue im Nachdenken geübt, in nützlicher Thätigkeit fertiger, unsre Empfindungen für das, was recht und gut ist, immer mehr verfeinert und geschärft, und das Maaß unsrer Einsichten und bessern Freuden erweitert. — So rücken wir in unsrer persönlichen

sönlichen Verbesserung wahrhaftig schon offenbar fort; werden unvermerkt immer klüger, vollkommner und in uns glückseliger. Und das sollte einmal aufhören? — Dieser Fortgang zu höherer Vollkommenheit sollte durch irgend eine Veränderung, die mit uns vorgeht, gehemmt werden? — Eine Veränderung, es ist wahr, hat sehr den Anschein dazu. Wenn wir uns kaum ein wenig in dieser herrlichen Welt umgeschaut, ihren vortreflichen Urheber zu unsrer Freude von ferne darin entdeckt, und unsere Kräfte nach seinen Absichten zu üben angefangen haben; siehe! so welkt dieser äußerliche Mensch, wie des Grases Blume, wieder dahin, und, ohnerachtet seiner schönen Anlagen, liegt er endlich da, und verweset im Grabe, gleich dem Thier, das unsern Pflug und Wagen zog. Ja! mit vielen kömmt es nicht einmal soweit, sie werden nur gebohren, um wieder zu sterben. Aber mehr als scheinbar ist auch diese Veränderung nicht, unsre wahre Vervollkommnung aufzuhalten. So groß und so zerstöhrend dieselbe an sich ist, so stößt sie uns doch nicht aus der Welt hinaus. Wir bleiben, auch während sie mit uns geschieht, noch immer in der Welt. Und das in einer Welt, die ihren Grund in einer ewigthätigen Gottheit hat; deren Triebwerk ein höchstweiser, allmächtiger, unendlich wohlthätiger Geist ist; die daher auch nie stille steht, sondern unverrückt ihren grossen Gang fortgehen muß, und indem sie fortgeht, unaufhörlich zum Beleben, Wohlthun, Vervollkommnen aller ihrer Theile wirksam ist! — Darin sollte eine eigentliche Zerstörung zu fürchten seyn? Das nur einen Augenblick denken, wäre Lästerung ihres grossen, ewig geschäftigen Grundherrn. In solcher Welt kann nichts

einen Stillstand leiden, nichts unvollkommen werden, nichts ganz vergehen, noch vielweniger ein Geschöpf, das in der sichtbaren Schöpfung schon einen so hohen Rang hat, der vernünftige Mensch, rückgängig gehen oder gar verderben. Was darin ist, muß ewig darin bleiben, was darin lebt, muß ewig darin leben, und durch jede Veränderung, die es leidet, in seiner Vollkommenheit gefördert werden, und so von Stufe zu Stufe höher steigen. Dazu ist auch die Veränderung veranstaltet, die wir sterben nennen. Dies zeigt der Augenschein schon an geringern Geschöpfen, als wir sind. Z. B. Es streuet der Landmann alljährlich eine grosse Menge Kornarten in die Erde. Diese wurden zuvor, wie wir, von andern Gewächsen ihrer Gattung erzeugt, und waren erst nur Korn. Nun gehen sie in der Erde in Verwesung. Und was geschieht? — Eben unter der Verwesung erheben sich aus ihnen selbst ganz andere und bessere Geschöpfe als sie vorhin waren, da sie sich noch in dem Zustand des blossen Korns befanden. Da sind ferner die Raupen. Diese erhielten ihre erste Entwickelung auch durch Zeugung von andern. Hernach endiget sich ihr Raupenleben; und sie fallen in einen Todesschlaf. In demselben entfaltet sich nach und nach ein anderes Geschöpf; das mit der Zeit die Raupenhülle abstreift, und in grösserer Vollkommenheit hervor geht, als es in seinem Raupenstande hatte. Das hat es überhaupt mit dem sogenannten Sterben zu bedeuten. Der Tod entwickelt alles zu grösserer Vollkommenheit; obgleich auf tausendfachen Wegen. Davon sind uns nur diejenigen bekannt, welche wir zur Erhaltung des gegenwärtigen Lebens nothwendig wissen müssen, die übrigen aber,

die

die die unendlichste Mannigfaltigkeit der Geschöpfe im Reiche Gottes erfordert, sind uns mit Fleiß verborgen geblieben, damit wir nicht zu sehr zerstreut und in dem Genuß unsers menschlichen Zustandes gestört und sorglos würden. Darum ist der Tod, der jedem Geschöpf einen so grossen Dienst thut, gleichsam in allen Winkeln der Welt angestellet; oder der Uebergänge aus einem Leben in das andere sind eine so grosse und mannigfaltige Anzahl, daß nichts leichter und unvermeidlicher ist, als sterben. So heilsam ist auch unser Tod. Die eigene Erfahrung lehrt es auch einen jeden, daß derselbe zu unserm Besten erfolgen müsse. Unsre gegenwärtigen menschlichen Sinneswerkzeuge werden mit der Zeit stumpf, unsre Glieder des Leibes steif, und der ganze äusserliche Mensch wandelbar. Alles dieses kann also unserm inwendigen Menschen nicht immer zu seiner Vervollkommnung nützen. Das werden wir an denen, die ein hohes Alter erreichen, deutlich gewahr. Es findet sich an denselben wirklich eine gewisse Unthätigkeit, die sie fühlbar überzeugt, daß mit ihnen eine gänzliche Veränderung vorgehen müsse, wenn sie weiter an innerer Vollkommenheit wachsen sollen. Diese glückselige Veränderung ist der Tod. Hier fällt der äusserliche Mensch in Trümmern; wie bey dem Korn die äussern gröbern Theile sich in der Erde auflösen, oder bey der Raupe die schlechtere Hülle in Verwesung geräth. Und wie bey diesen mitten aus der scheinbaren Zerstörung das eigentliche Geschöpf in einer vollkommnern Beschaffenheit wieder hervorkommt, so entwickelt sich auch das eigentliche lebendige thätige Wesen im Menschen unter dem sichtbaren Verfall der menschlichen

Hütte zu einem weit bessern Geschöpfe, als der Mensch vorhin war, da er, bloß durch die Zeugung von andern Menschen erst Mensch wurde. Das läst sich aus der Grösse dieser Veränderung mit aller Zuverläßigkeit schliessen. Schon jede weit minder wichtige Veränderung in unserm menschlichen Leben rückt uns merklich in der Vollkommenheit weiter; wie viel mehr muß eine solche völlige Umschaffung unsrer selbst, die uns neue Sinneswerkzeuge, und erhöhte Kräfte giebt, und zugleich auf einen neuen Schauplatz der Werke Gottes, und in neue, erweiterte Verbindungen führt, unsre wahre Vollkommenheit und Glückseligkeit nach allen ihren Theilen beschleunigen. Diese ist also nicht nur dabey gesichert; sondern auch aufs beste besorgt. Und so lange die Welt bleibt und fortgeht, kann unsre Vervollkommnung und Glückseligkeit nicht aufgehalten werden. So lange Gott lebt, und der Grund bleibt, auf dem die Welt steht, die allmächtige Kraft, die die Welt vorwärts treibt, kann die Welt nicht vergehen oder stille stehen. Und da Gott, Gott ist, und lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit, da er, die ewige Quelle alles Lebens und aller Glückseligkeit, auch ewig unsere Lebenskraft ist, so ist in ihm unsre wachsende Vollkommenheit und Glückseligkeit gesichert auf alle Ewigkeiten hinaus. —

O! Gott, durch den wir alle leben und weben, du ewiger und anbetungswürdiger Herr und Vater aller Welten! was bist du uns? — Warlich du bist da — und hast dich selbst auch nicht so unbezeugt gelassen, daß du uns ein ganz unbekannter Gott wärest. Da steht vor unsern Augen dieses herrliche Kunstwerk, das du aus Sonne, Luft, Wolken, Gewitter,

witter, Wind und Erde zu einem Ganzen vereinigest, und für lebendige empfindende Wesen in steter Wirksamkeit erhältst. Dieß schon verkündigt uns laut, dich Gott der Weisheit und der Stärke; und die tausendfachen Wohlthaten, die du uns durch dasselbe zuwendest, lassen es uns fühlen, daß Wohlthun deine ewige Lust sey. Du lässest dich im Sonnenglanz merken, in der Luft, der Quelle unsers lebendigen Odems, empfinden, im Donnerwetter und Sturmwind hören; denn alles das sind Wirkungen deiner unendlichen Kraft, die alles in allem wirkt. O! du, der du uns zu vernünftigen Geschöpfen machtest, die dich finden und fühlen können, werde uns daraus, in deiner Grösse und Liebenswürdigkeit, immer bekannter. Laß uns die Freude, dich in allem zu finden und zu fühlen, uns selbst nicht versagen, da sie die edelste Beylage unsrer vernünftigen Natur ist. Reize uns, indem wir gewahr werden, wie du durch alle deine Werke zum Guten unaufhörlich wirkst, daß wir uns dir kindlich ergeben, und durch gewissenhafte Anwendung unsrer Kräfte zum Guten dir unermüdet nacheifern. Deine Absicht, Ordnung, Vollkommenheit, Glückseligkeit, sey und bleibe auch unsre Absicht in allen unserm Tichten und Trachten, und unsre beste Beruhigung dabey die, daß wir von dir gebilliget werden. Wohl uns, so lange das unser wahrer Sinn, und unser unaufhörliches Bestreben ist. Wie zufrieden und froh können wir dann unter dir schon hier leben! Jeder Tag, den wir so anfangen, wird von uns vergnügt angefangen werden; jeder Abend, den wir so beschliessen, uns den grossen Frieden immer neu empfinden lassen, welchen das Bewustseyn, unsre Werke

in dir gethan zu haben, zum gewissen Lohn hat; und unter allen Veränderungen dieser Zeit werden wir an dir und an uns alles haben, was uns getrostes Muths erhalten kann. Eben dadurch, daß wir uns schon jetzt im Geist von dem Sichtbaren zu dir, dem Unsichtbaren aufschwingen, uns von deinem Geiste regieren lassen, und, voll Liebe zu dir, ewiger Vater unsrer aller, nach allen unsern Kräften im Guten thätig sind, wird auch die Wahrheit in uns immer heller und lebendiger werden, daß du ewig unsers Lebens Kraft bleibest. — Das bist du, und das bleibest du; auch ewig meines Lebens Kraft. — In dieser festen Ueberzeugung sehe ich meiner wachsenden Vollkommenheit und Glückseligkeit unter dir ohne Ende freudigst entgegen. In deiner unermeßlichen Welt ist Nahrung genug für diesen immer regen Trieb nach höherer Vollkommenheit. Und wenn deine Welt nicht ewig für ihn Nahrung hätte, so bist du noch da, unendliche Fülle der Vollkommenheiten, unerschöpfliche Quelle des Lebens und der Lust, und allein hinreichend, diesen Durst meiner Seele nach Leben und Glückseligkeit zu befriedigen. Heil mir, daß ich bin! Heil mir, daß ich ein Mensch wurde! Heil mir, daß ich ewig unter dir bleibe! Mit Entzücken empfinde ich in diesen seligen Augenblicken die Würde und das Glück, durch dich zu seyn, und ewig durch dich zu leben. Getrost lege ich einst mein Haupt zum Todesschlummer nieder; da ich nun gewiß weiß, du lebst, und ich werde auch leben; ich werde, wenn diese Hütte in Staub zerfällt, beym ersten Erwachen aus dem Grabe wieder frohlocken — ich bin noch — ich lebe noch — und dich, den ich hier aus seinen sichtbaren Werken er-

ne, dann reines Herzens zu meiner unaussprech-
en Wonne noch näher schauen.

Vorgefühl dieser Wonne wirft mich hier vor dir in den Staub,
Auch stummes Vergnügen, Weltenherr! ist dir Lob.
Sieh hier, den frohen Menschen, den hast du gemacht.
Sein Herz weint dir dankvolle Thränen.
Nimm dieß Opfer von dem Altar dieses nassen Angesichts —
Nimm es, Allgütiger! mit Wohlgefallen an.
Luft will sich das beklommne Herz mit diesen Thränen gern weinen;
Da die Zunge deines freudetrunknen Menschen
Dir seinen Dank weiter nicht zu stammlen vermag.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BA

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmidt, Johann Ernst,

Der unbekannte Gott aus bekannten Dingen in der sichtbaren Welt Mit einer Abhandlung über einige erneuerte wichtige Einwürfe gegen Religiosität, in einem Vorberichte für geübtere Denker

Berlin ; Leipzig 1784

Ph.sp. 762 bm
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10044353-6
VD18 11602333